

N 3412 F

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Ein Anfang

Rainer Moran  
Maria – Hochbild und Inbild des  
neuen Menschen

Benito Schneider  
Existenzielle Sinnbejahung durch  
Blankovollmacht und Inscriptio

Pater Joseph Kantenich  
Organisches Leben und Lieben

Blick in die Zeit:

„Euthanasie“ auf dem Vormarsch  
Weltbevölkerungsjahr 1974

9. Jahrgang

Heft 4

Oktober 1974

## Inhalt:

<b>Ein Anfang</b>	<b>145</b>
Rainer Moran <b>Maria – Hochbild und Inbild des neuen Menschen</b>	<b>147</b>
Benito Schneider <b>Existentielle Sinnbejahung durch Blankovollmacht und Inscriptio</b>	<b>160</b>
Pater Joseph Kentenich <b>Organisches Leben und Lieben</b>	<b>171</b>
<b>Blick in die Zeit:</b>	
„Euthanasie“ auf dem Vormarsch	184
Weltbevölkerungsjahr 1974	187

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn  
Anschrift der Schriftleitung: 5404 Bad Salzig, Postfach 50

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,- zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 20,- zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

## Ein Anfang

*Wenn die internationale Schönstattfamilie zum 60. Jahrestag ihrer Gründung die Mater ter admirabilis als Siegerin krönt und zum Zeichen dessen ihr Bild in der Anbetungskirche auf Berg Schönstatt mit einer Krone schmückt, dann ist das gewiß ein bedeutungsvolles Ereignis in der Schönstattgeschichte.*

*Man mag die Bedeutung des Ereignisses in einem doppelten Umstand erblicken: in der Krönung der Mater ter admirabilis als Siegerin und in der Krönung durch die internationale Schönstattfamilie.*

*Die Krönung und die darin eingeschlossene Anerkennung der Gottesmutter als Siegerin ist nicht, wie es manchem um die Kirche durchaus ernsthaft Bemühten vielleicht scheinen mag, die überflüssigste Sache von der Welt, sondern entspricht voll und ganz den Bedürfnissen und Erfordernissen der gegenwärtigen Stunde. Die Kirche befindet sich — zusammen mit der Welt — in einer epochalen Umbruchszeit, die sich in vielfältigen Zusammenbrüchen dokumentiert, deren Sinn und Ziel letztlich aber ein neuer Aufbruch, der Aufbruch zum Ufer der neuesten Zeit ist.*

*Wo aber ist das Hoffnungszeichen, um das die Christen sich sammeln, wo die sieghafte Gestalt, der sie sich anvertrauen können, um das Ufer der neuesten Zeit zu erreichen? Der Gründer Schönstatts jedenfalls hat seine Familie in der letzten Botschaft seines Lebens, der Grußbotschaft zum Essener Katholikentag vom 7. September 1968, an Maria verwiesen und die Losung ausgerufen: „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit.“*

*Die Krönung der Mater ter admirabilis als Siegerin ist die Antwort der Schönstattfamilie in aller Welt auf diese Losung.*

*Bedeutsam und beachtenswert ist die Krönung sodann, weil sie nicht bloß durch diese oder jene Teilgemeinschaft des Werkes, sondern durch die gesamte internationale Schönstattfamilie geschieht. Alle Schönstattgemeinschaften in der ganzen Welt haben die Krönung vorbereitet und sind an ihr beteiligt. Es dürfte das erstmal sein, daß ein Akt von solchem Gewicht die gesamte Schönstattfamilie in aller Welt vereint. Man darf sagen, daß die weltweite Schönstattfamilie mit dieser Krönung zum erstenmal ein gemeinsames vielstimmiges und doch einstimmiges Ja zur Botschaft vom 18. Oktober 1914 spricht, das zugleich ein Ja zu der ganzen Geschichte ist, die aus dieser Botschaft und dem Liebesbündnis vom 18. Oktober 1914*

hervorging, und selbstverständlich auch ein Ja zu der künftigen Führung des Werkes durch die Mater ter admirabilis.

So bedeutsam dieser Akt also ist, er ist dennoch nur ein Anfang.

Was muß denn auf ihn und aus ihm folgen?

Natürlich muß die Krönung, wie sie vorbereitet wurde, auch in entsprechender Weise weiter- und in das Leben der Schönstattfamilie hineinverarbeitet werden. Aber das ist hier nicht gemeint.

Was wir meinen, ist vielmehr, kurz gesagt, dies: Die Solidarisierung mit der Mater ter admirabilis, die in der Krönung der Siegerin ihren Ausdruck findet, wird in einer nicht allzu fernen Zukunft ihre Fortsetzung finden müssen in einer Solidarisierung, einem ausdrücklichen Solidarisationsakt der weltweiten Schönstattfamilie mit dem Gründer und untereinander.

Drei Gründe scheinen uns dafür zu sprechen: Die gegenwärtige Situation in Kirche und Welt — das dem Werke immanente Wachstums- und Vollendungsgesetz — und der Dienst, den Schönstatt an der Kirche in Gegenwart und Zukunft zu leisten hat.

Die gegenwärtige Situation in Kirche und Welt ruft die Schönstattfamilie in allen Zweigen und Gliedern zu einer betonten Pflege der Solidarität. In dieser Beziehung bleibt die Parole in Geltung, die Pater Kentenich auf der Oktoberwoche 1966 ausgab: Unlösliche Solidarität zwischen Haupt, Heiligtum und Gefolgschaft. Durch solche Solidarität wird Schönstatt noch mehr als bisher, was es sein soll, um den Übergang an das neueste Zeiteufer erfolgreich und fruchtbar zu meistern: fliegende Insel, Arche voll universellen, kraftvollen Lebens, *Acies bene ordinata*.

Auch das dem Werk immanente Wachstums- und Vollendungsgesetz ruft nach dieser ausdrücklichen doppelten Solidarisierung mit dem Gründer und untereinander. Mit seinen zahlreichen rechtlich selbständigen Gliedgemeinschaften, mit der weitgehenden Selbständigkeit der Gliederungen in den einzelnen Diözesen und Ländern, bei den geringen äußeren Bindungen, die das einzelne Mitglied an seine Gemeinschaft knüpfen, kurzum: bei dem großen Maß an Freiheit, das die Gründung Pater Kentenichs in Struktur, Leitung und Wirksamkeit kennzeichnet, ist das Werk auf die immer wache, spontane Solidarität seiner Träger in aller Welt zum Leben angewiesen. In der gegenwärtigen Phase seiner Entwicklung kann vor allem seine weitere Verbreitung in Länder, in denen es noch Fuß fassen muß, ebenso wie der Ausbau der verschiedenen Gliedgemeinschaften, nur in der Haltung und der Kraft der Solidarität mit dem Gründer und untereinander vorangebracht werden.

Schließlich erfordert der Dienst, den Schönstatt der Kirche leisten soll und darf, diese Solidarität. Man kann sogar sagen, daß Solidarität nicht nur eine Voraussetzung für diesen Dienst bildet, sondern daß dieser Dienst zu einem nicht geringen Teil in der gemeinten – gelebten und verwirklichten – Solidarität besteht. Die neueste Publikation Hans Urs von Balthasars „Der antirömische Affekt“ (Herderbücherei 492) bietet in dieser Hinsicht eine höchst instruktive Lektüre. Solidarität dürfte die Antwort auf die Autoritäts-, Gehorsams- und Gemeinschaftskrise in der Kirche der Gegenwart sein, aber auch das Stichwort für die konkrete Gestaltung von Autorität, Gehorsam und Gemeinschaft in der Kirche der Zukunft.

Mit diesen Solidarisierungsakten gegenüber dem Gründer und untereinander braucht innerhalb der Schönstattfamilie nichts Neues begonnen zu werden. Der Gründer selber hat vor mehr als dreißig Jahren schon diese Solidarisierungsbewegung in Gang gesetzt. Bei seinem Heimgang war sie noch nicht an ihr Ende gekommen. Ihr Name heißt: Mariengarten.

## Maria – Hochbild und Inbild des neuen Menschen

Von Rainer Moran

Das Wort, mit dem Pater Kentenich an einem seiner Geburtstage einmal seine Sendung im Vergleich zu der des hl. Paulus kennzeichnete, ist in der Schönstattfamilie sehr bekannt geworden: „Meine Sendung war und ist es, der Welt das Mariengeheimnis zu künden. Meine Aufgabe ist es, die Gottesmutter zu künden, sie unserer Zeit zu entschleiern als die Dauerhelferin beim gesamten Erlösungswerke, als die Miterlöserin und Gnadenvermittlerin, die Gottesmutter, tief mit dem Heiland geeint, eine Zwei-Einheit, mit der spezifischen Sendung, die sie von ihrem Schönstattheiligtum hat für die heutige Zeit\*.“

Wer mit der geistigen Welt Pater Kentenichs einigermaßen vertraut ist, weiß, daß man dieses Wort im Blick auf den heutigen Menschen und auf die Kernproblematik heutiger christlicher Anthropologie ein wenig abwandeln und ausweiten darf und dann sagen kann: Es war die Sendung

\* Soweit die in diesem Beitrag zitierten Texte Pater Kentenichs veröffentlicht sind, wird ihre Fundstelle angegeben. Dabei bedeutet: RR = Vom Reichtum des Reinseins, MPr = Exerzitien über den marianischen Priester, WzSt = Worte zur Stunde, MME = Maria, Mutter und Erzieherin, SchG = Tagung über das „Schönstattgeheimnis“, MW = Marianische Werkzeugsfrömmigkeit, HW = Himmelwärts, AdGl = Aus dem Glauben leben.

Pater Kentenichs, im Mariengeheimnis dem heutigen Menschen das große und erhabene Geheimnis seines Menschseins, seiner Existenz, das ihm dunkel ist wie schon lange nicht mehr, aufzuschließen und zu entschleiern.

Tatsächlich hat Pater Kentenich Jahrzehnte hindurch nichts anderes getan. Er war überzeugt und lebte und wirkte aus der Überzeugung, daß die fundamentale anthropologische Krise, in der die Menschheit weltweit sich befindet, durch die jungfräuliche Gottesmutter und von ihr her gelöst und gemeistert werden müsse. In diesem Sinne schrieb er in der Zweiten Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1939: Wie die Gottesmutter bisher nach Aussage der Kirche alle Irrlehren überwunden habe, so werde sie auch die anthropologischen Irrlehren unserer Zeit überwinden und eine Neuordnung der christlichen Gesellschaft herbeiführen.

Maria war für Pater Kentenich — damit sagte er nichts Neues, sondern befand sich in vollkommener Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche — der ganz und gar geglückte, der dem Plane Gottes ohne Abstrich entsprechende Mensch. Dieses vollkommene Menschsein verwirklichte sie nicht nur im Blick auf den Ursprung des Menschen gemäß dem Worte: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild, uns ähnlich“, sondern ebenso in der Beziehung zu Jesus Christus, dem „Erstgeborenen vor aller Schöpfung“, dem „Erstgeborenen aus den Toten“, durch den Gott alles versöhnen läßt im Himmel und auf Erden (vgl. Kol 1), und zu seinem Heilswerk, und das bedeutet: Sie war der vollkommene Mensch auch im Verhältnis zu ihren Mitmenschen.

Somit ist klar zu sehen, wie Maria die gelebte Lösung der heute akuten Grundfragen menschlicher Existenz darstellt; denn was heute in Frage steht, ist exakt dies: Wie steht der Mensch zu Gott? Wie steht er zu Jesus Christus und seinem Heilswerk? Wie steht er zu sich selbst und seinesgleichen?

Wir wollen und können hier nicht im einzelnen dartun, wie es Pater Kentenich gelang, diese Fragen von Gestalt und Leben der Gottesmutter her bündig und aktuell zu beantworten. Wir wollen uns lediglich in einer sehr anfanghaften Weise einen Zugang in die umfangreichen und reichhaltigen diesbezüglichen Aussagen Pater Kentenichs öffnen lassen, und das soll geschehen mit Hilfe der beiden Schlüsselbegriffe „Hochbild“ und „Inbild“. Wir wollen uns — mit anderen Worten — die Gottesmutter zeigen und zeichnen lassen als das Hochbild und Inbild des neuen Menschen, um dessen Geburt es in der heutigen anthropologischen Krise geht.

Beide Begriffe sind uns bekannt aus den Ausführungen Pater Kentenichs zu dem Thema „Maria und die Kirche“ (vgl. u. a. den Beitrag „Neuansätze in der Mariologie und das Marienbild Pater Kentenichs“ in: REGNUM 3/

1974, S. 107). Sie können aber auch angewandt werden, um die Ausführungen Pater Kentenichs zu dem Thema „Maria und der neue Mensch“ zu sichten und zu verdeutlichen. Lassen wir also zunächst Pater Kentenich zu uns sprechen über Maria als Hochbild des neuen Menschen bzw. des Menschen schlechthin.

### *Maria – Hochbild des Menschen*

Wir reihen dabei einfach einige Aussagen Pater Kentenichs in einer gewissen Ordnung aneinander und lassen sie auf uns wirken.

Hochbild ist Maria für Pater Kentenich einmal deswegen – wir sagten es oben schon kurz –, weil sie allein nach dem Sündenfall die göttliche Uridee vom Menschen rein in sich verkörpert: „Die Gottesmutter erstrahlt in Paradiesesreinheit und -schönheit gleich vom Anfang ihres Lebens an. Deswegen hat sie eine ungetrübte Natur: ihr Wille ist stark und ungebrochen, ihr Verstand klar, ihr Empfindungsleben rein. Sie steht vor uns ‚gratia plena‘. Sie ist das Meisterwerk der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte“ (RR 14). Darum ist sie, was der Mensch ursprünglich von Gott her sein sollte: Abbild, Spiegelbild Gottes, „sein vorzügliches geschöpfliches Ebenbild“ (MPr 156). Sie macht daher auch die Forderung des Heilandes in der Bergpredigt: „Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Mt 5, 48), am meisten wahr. Sie stellt „in verhältnismäßig vollkommener Weise einen Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten dar“ (WzSt Nr. 67).

Diese in geschöpflicher Begrenztheit vollkommene Abbildhaftigkeit Mariens zu Gott bedeutet zugleich, daß sie in einer besonderen, ja einzigartigen Beziehung zu Christus steht, der „das Bild des unsichtbaren Gottes“ an sich ist (Kol 1, 15) und dessen Bild alle zum Heil Vorherbestimmten gleichförmig werden sollen (Rö 8, 29). Sie ist die „beispiellos christusgestaltete Frau“ (MME 275). Sie „hat alle Strahlen der gottmenschlichen Vollkommenheiten in sich aufgefangen“ (SchG 1). In ihr steht „die lebensnahe, rein menschlich anschauliche Darstellung des Heilandsbildes“ (MW 136) vor unseren Augen. Christusgestaltet zeigt Maria sich vor allem in ihrer ungeteilten Hingabe an des Vaters Wunsch und Willen (MW 48). Diese Hingabe bekundet sich entscheidend in ihrem Fiat und gelangt zum Höhepunkt und zur Bewährung in ihrer Teilnahme an Christi Leid und Tod, wo beide entschlossen sind, „zu Vaters Willen unentwegt zu stehn und miteinander den Leidensweg zu gehn“ (HW 68). Pater Kentenich macht insbesondere darauf aufmerksam, daß Maria als Christi Braut uns Menschen gegenüber des Heilands Barmherzigkeit und Liebe wiederspiegelt, zwei Eigenschaften,

auf die der heutige Mensch in seiner Verzagttheit und Hoffnungslosigkeit verstärkt hingewiesen werden muß.

Wenn es sich nun so verhält, daß Maria sowohl die vollkommenste Verwirklichung der göttlichen Uridee vom Menschen als auch das vollkommenste Abbild des menschengewordenen wesenhaften Ebenbildes des Vaters ist, dann bedarf es keiner langen Ableitungen oder Beweise für die Tatsache, daß sie das große Beispiel, das Muster, das Ideal und Hochbild des erlösten bzw. zur Erlösung durch Christus gerufenen Menschen ist. Sie ist schlechthin die Verkörperung des vollerlösten Menschen: „Sie ist die ‚dignitas terrae‘: alles Erhabene und Große, was Gott hier auf Erden geschaffen, spiegelt sich in ihr wie in einem Brennpunkt wider“ (RR 22). Ihre Gleichförmigkeit mit Christus ist so groß und geradezu absolut, daß Pater Kentenich sie mit Grignon von Montfort „die Form Gottes“ nennt, in der wir anderen zur Gleichförmigkeit mit Christus gestaltet werden sollen (MME 333). Er kann ihre mütterliche Tätigkeit so umschreiben, daß es ihre Aufgabe und Befähigung sei, „uns zu nähren mit Gaben und Gnaden jeglicher Art, uns in möglichst vollkommener Weise in die Christusform zur Verherrlichung des Vaters hineinzuerziehen, bis wir sagen können: ‚Mein Leben ist Christi Leben. Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir““ (MME 139).

#### *Besonders für den Menschen von heute*

Pater Kentenich lag in besonderer Weise daran, Maria als das Hochbild für den Menschen der Gegenwart, für seine Krankheit und Krise, für seine Verwirrung und Verwüstung herauszuarbeiten. Eine gewisse Zusammenfassung bietet in dieser Beziehung die 1944 in Dachau entstandene Studie „Marianische Werkzeugsfrömmigkeit“ in dem Abschnitt: Das Marienbild schützt das gefährdete Menschenbild. Pater Kentenich schreibt da:

„Im Marienbild als dem getreuen Spiegel des Gottes- und Heilandsbildes ist gleicherweise das stark gefährdete Menschenbild vor allen Verzeichnungen gesichert. Ihm drohen Gefahren in Leben und Lehre, sowohl für seine Wesensstruktur als auch für die gottgewollte Werthierarchie und seine Adelskrone. Der Mensch, der Christus eingegliedert ist — wir nennen ihn das Gotteskind — hat drei Seins- und Lebensschichten: Die Region des Triebmenschen mit seiner vitalen, ökonomischen und hedonistischen Wertempfänglichkeit; die Schicht des Geistesmenschen mit dem Zug zur Wahrheit, Liebe und Schönheit, und des Gottesmenschen mit den gottähnlichen Anlagen, die sich in den göttlichen Tugenden und in

den Gaben des Hl. Geistes auswirken. Der Gottesmensch mit seiner Ausstattung soll herrschen über den Geistes- und Triebmenschen. Diese sollen um ihn gravitieren. Das ist eine Frohbotschaft, für die die Zeit das Organ verloren hat. Den Gottesmenschen hat sie ganz gestrichen. Er gilt ihr als das Trugbild einer kranken Phantasie und eines lebensmüden Herzens. Auch der Geistesmensch wird vielfach gezeugnet. Somit bleibt nur noch der Triebmensch mit seinen wilden Trieben. Ihm und seinen Werten soll alles sich beugen. Wir stehen vor einem vollständigen Sturz der Werthierarchie, wie das alltägliche Leben handgreiflich zeigt.

Über diesem beispiellosem Wirrwarr steht und strahlt das Sonnenbild menschlicher, gottgeprägter Würde und Hoheit, werbend und weckend in glanzvollem Lichte. Sein und Wirken der gebenedeiten Mutter unseres Herrn, die ganze Größe und Würde der Menschheitsmutter wurzelt vorzüglich in der übernatürlichen Wirklichkeit. Sie ist . . . vor allem ein Wunder in der Ordnung der Gnade und der Glorie, als deren glanzvolle Verkörperung sie mit ihrer ganzen Person hineinstrahlt in Dunkel und Gewirre unserer Zeit. Sie darf aber auch angesprochen werden als ein Wunder in der Ordnung der Natur. Sie ist das Hochbild des vergöttlichten und des adeligen Menschen. Wo sie als Meeresstern leuchtet, bleibt die Uridee Gottes von Größe und Würde des Menschen unangetastet; da weist sie alle, die sich an ihr orientieren, ähnliche Wege, wie ungezählt viele ‚Marienerscheinungen‘ in Vergangenheit und Gegenwart ausweisen. Möge unsere Familie eine ausgesuchte Galerie solcher Erscheinungen darstellen“ (MW 151 f.).

### *Zwei neuralgische Punkte*

Pater Kentenich hebt den Hochbildcharakter der Gestalt Mariens im Blick auf zwei neuralgische Punkte im Ringen um die Gestaltwerdung des neuen christlichen Menschen in unserer Zeit mit Nachdruck hervor: Der eine neuralgische Punkt ist das, was er schon in seiner Erziehtätigkeit als Spiritual des Studienheims Schönstatt die „harmonische Verbindung von Natur und Gnade“ nannte; der andere ist das Ideal der christlichen Freiheit. Beide stehen in engstem Zusammenhang: Das Ideal der christlichen Freiheit kann nur verwirklicht werden auf dem Boden einer „harmonischen Verbindung von Natur und Gnade“. Für das eine wie für das andere aber hat Gott in der Gottesmutter einen klaren, beispielhaften Anschauungsunterricht zur Verfügung gestellt. In der Zweiten Gründungsurkunde konnte Pater Kentenich deswegen hinsichtlich der pädagogischen und seelsorger-

lichen Bemühungen Schönstatts sagen, daß Maria „in ihrem vollendeten Sein für uns der klassische Schnittpunkt von Natur und Übernatur, die einzigartige Verkörperung der harmonischen Verbindung von Natur und Gnade“ ist und damit, in anderen Worten, die Lösung des Königsproblems heutiger christlicher Menschenbildung. Ebenso sah Pater Kentenich in der Gottesmutter die gelebte Idealgestalt der christlichen Freiheit. „In der Gottesmutter ist die adelige, freie, schöpferisch gestaltende Persönlichkeit des Menschen wieder zur Wirklichkeit, der Mensch wieder zur Krone der Schöpfung geworden“ (MPr 80). Sie ist das „Bild des idealen, des voll- und vorerlösten Menschen und damit das Gegenbild des heutigen Massenmenschen“ (MPr 29). Im „Hirtenspiegel“ läßt Pater Kentenich darum zur Gottesmutter beten: „Mach ganz nach deiner Art mich, Mutter, frei, / daß ich des Vaters freier Rud'rer sei.“ Der „freie Ruderer des Vaters“ auf dem Schiffe der Kirche: das war für Pater Kentenich eines seiner Bilder für den Christen der Zukunft.

### *Hochbild des Mannes*

Wir haben inzwischen wohl bemerkt, daß Pater Kentenich in der Gottesmutter nicht etwa nur, wie man denken könnte und wie häufig genug gedacht wird, das Hochbild für die Frauen- und Mädchenwelt, sondern für jeden Menschen und Christen sieht. Es war für ihn selbstverständlich, daß Gestalt, Leben und Lebensrolle Mariens die Bedeutung einer maßgeblichen Form und Norm auch für die Manneswelt, speziell für den christlichen, den getauften Mann, besitzt. Weil aber dieses Verständnis heute selbst in der katholischen Kirche ziemlich selten anzutreffen ist und zum Beispiel etwa in der Männerseelsorge so gut wie keinen Einfluß ausübt, zugleich aber an Dringlichkeit gewonnen hat, kam Pater Kentenich im Laufe seiner Wirksamkeit immer wieder eigens darauf zu sprechen. Doch längst schon ehe er die Thematik von Maria als Hochbild des Mannes ausdrücklich reflektierte, gab er durch die Gründung der Marianischen Kongregation des Studienheims Schönstatt, einer Kongregation für heranwachsende junge Männer, deutlich zu erkennen, wie wesentlich und im Grund unersetzlich in seinen Augen die Mariengestalt mit ihrer Formkraft für die Bildung und Reifung des Mannes war.

Es ist wiederum die „Marianische Werkzeugsfrömmigkeit“, jenes kompakte Kompendium der Schönstattspiritualität aus dem Konzentrationslager Dachau, in dem wir die Auffassung Pater Kentenichs hierzu in klarer und gedrängter Darstellung finden.

„Innerlich tief erfüllt“, so beginnt der Text, den wir meinen, „von der geheimnisvollen Dreieinheit, die wie ein roter Faden das Marienleben des Hirtenspiegels durchzieht, sind wir daran gewöhnt, uns im gleichen Atemzuge ‚altera Maria‘ und ‚alter Christus‘ zu nennen. Auch Priestern, ja den männlichen Gliedern der Gesamtfamilie ist das Ideal der ‚altera Maria‘ lieb und vertraut. Gott hat ja die vollendete Idee menschlicher Vollkommenheit in seiner Weisheit und Güte nicht in einem, sondern in zwei Menschentypen verwirklicht, in Mann und Frau, so groß und vielgestaltig nachahmbar und darstellbar ist er in seiner Größe. Die Geschlechter sollen auf diese Weise durch geheime magnetische Fäden zueinander hingeeordnet werden und sich einander ergänzen, vervollkommen und emporbilden. Füglich muß auch ein vollendetes Mannesbild Marienzüge in sich ausprägen. Das gilt besonders für den Priester, der in hervorragender Weise Mutterdienste dem eucharistischen und mystischen Christus leisten darf. Daher das klassische Wort des hl. Augustinus: ‚Audemus nos dicere matres Christi = Wir haben die Kühnheit, uns Mütter Christi zu nennen.‘ Es erinnert uns an die paulinische Wendung: ‚Meine Kindlein, ich habe Mutterschmerzen um euretwillen, bis Christus in euch gestaltet wird‘ (Gal 4, 19). ‚Wir sind nicht mit Schmeichelreden zu euch gekommen, noch mit Kunstgriffen der Habsucht, noch mit der Spekulation auf Ehrung. Wir sind in eurer Mitte klein geworden, wie wenn eine Mutter ihre Kinder hegt und pflegt. So hat es uns zu euch hingezogen. Wir wollten euch nicht nur das Evangelium bringen, sondern auch unser Leben euch schenken‘ (1 Thess 2, 5). Dasselbe will Lacordaire sagen mit der bekannten Wendung, der Priester müsse hart sein wie Diamant und zarter als eine Mutter. Unwillkürlich kommt uns das Wort in den Sinn: ‚Denn wo das Strenge mit dem Zarten, / wo Starkes sich und Mildes paarten, / da gibt es einen guten Klang.‘ So wird und muß das Marienwerkzeug, ob Mann oder Frau, wenn auch in verschiedener Farbe und Prägung, eine ‚Erscheinung‘ der Gottesmutter für seine Zeit und Umgebung sein. Zum tieferen Verständnis sei daran erinnert, daß die Gottesmutter nicht nur für die Frau, sondern auch für den Mann kraft ihres Personalcharakters Christi Gefährtin und Gehilfin bei der Erlösung ist. Darum ist auch er auf sie hin- und angewiesen, und es schickt sich, daß er ihre Züge trägt, die ja ein vollendetes, anschauliches Abbild der Christuszüge sind. Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn St. Bernhard in einem Wort, das wir oben zitiert, nicht schlechthin sagt: ‚Non erigitur homo, nisi per feminam‘, obwohl auch der so geprägte Ausdruck einen berechtigten Sinn hat, sondern: ‚Non erigitur vir, nisi per feminam.‘ Hier ist die ganze Bedeutung tiefer Marienverehrung für den Mann angedeutet. Wer in solche Zusammenhänge eingedrungen ist, den ficht es noch

weniger an, in der ‚altera Maria‘ wie im ‚alter Christus‘ sein Lebensideal zu erblicken, zu ersehen und zu verwirklichen“ (MW 86 ff.).

#### *Maßgeblich in der Praxis*

Aber nicht nur im Dachau-Schrifttum Pater Kentenichs, auch in seiner praktischen Gründer- und Erzieherstätigkeit im Konzentrationslager kommt unübersehbar zum Ausdruck, wie sehr die Gottesmutter für ihn auch Hochbild und Idealbild des Mannes ist.

Einen ersten vielsagenden Hinweis gibt bereits die Tatsache, daß er dem ersten Kandidaten, den ihm die Vorsehung für die Gründung der Gemeinschaft der Marienbrüder zuführte, den Namen „Marianus“ beilegen wollte. Nicht weniger vielsagend ist es, daß er den Vortrag zur Gründung der Brüdergemeinschaft am 16. Juli 1942 unter die Leitmotive der *Marienninnigkeit*, *Marienhähnlichkeit* und *Mariensinnigkeit* stellte. Endlich ist das gleichfalls in Dachau entstandene „Schönstatt-Offizium“ zu erwähnen. Dabei muß zur rechten Einschätzung dieses Offiziums beachtet werden, daß es, im Unterschied zu anderen schriftlichen Arbeiten in Dachau, die zunächst an die Marienschwestern adressiert waren, an erster Stelle den mit ihm in Dachau inhaftierten Schönstattpriestern zugeordnet war. Es sollte den Priestern als Ersatz für das offizielle Stundengebet der Kirche dienen und die priesterlich-religiöse Gestaltung ihres schwierigen und opferreichen Tagesablaufs sichern helfen. Wie aber sucht Pater Kentenich dies zu erreichen? Zwei Linien sind es, die das Schönstatt-Offizium inhaltlich bestimmen: Der Kreislauf der Sonne, die natürlich niemand anderen als die „Sonne der Gerechtigkeit“ Jesus Christus symbolisiert, und die Linie des Marienlebens, angefangen von der Stunde der Verkündigung — mit Einbegriff ihrer Unbefleckten Empfängnis — bis ihn zu ihrem seligen Heimgang in den ewigen Sion. Was in dieser marianischen Linie im einzelnen ausgebreitet wird, faßt die Halbstrophe des Schlußgebetes zusammen: „Wir preisen dich, weil das Marienleben / die Norm für unser Tagewerk geben.“ „Wir“: das sind hier zunächst die Schönstattpriester, Männer also, und „unser Tagewerk“ bedeutet das Tagewerk dieser Priester in Dachau, dessen Norm sie in der Gottesmutter erkennen sollen. Selbstverständlich laufen die beiden Grundlinien des Schönstattoffiziums nicht beziehungslos nebeneinander her, ganz im Gegenteil: das Marienleben, das im Schönstatt-Offizium gezeichnet wird, ist vollständig auf Christus und sein Heilwerk ausgerichtet und eben deswegen ist es die geeignete, unübertreffliche Norm für Priesterleben und Priesterwirken.

## *In den letzten Lebensjahren*

Auch in seinen späteren Lebensjahren kam Pater Kentenich auf die Gottesmutter als Hochbild des Mannes zu sprechen, so u. a. in seinen Predigten als Seelsorger der deutschen Gemeinde in Milwaukee. Hier, vor einem Publikum allgemeiner Art, rief er zum Beispiel in der Predigt vom 9. September 1962 das Ideal der „kleinen Maria“, der Neuwerdung Mariens in allen Christen aus. Dabei sagte er, eigens den Männern zugewandt:

„Wenn wir nun bitten: ‚Ewiger Vatergott, sprich dein Allmachtswort und dein Barmherzigkeits- und Liebeswort über uns alle‘ — wir alle möchten zu einem kleinen Abbild der großen Maria werden, dann verstehen wir, wenn wir als Frauen so beten und sprechen. Was bedeutet aber das Wort dann im Munde eines Mannes: ‚Ewiger Vatergott, sprich doch über mich als Mann das Allmachts- und Liebeswort: Es werde auch in mir, es werde in dir die kleine Maria?‘ . . . Dann heißt das wohl vorzüglich, nicht ausschließlich: ‚Ja, schenke du mir doch das geschöpfliche Aufgeschlossensein nicht nur schlechthin für Gott und den Himmelsvater, sondern auch und vornehmlich für Christus. Ich möchte als Geschöpf aufgeschlossen sein für Christus, so wie die Gottesmutter dafür aufgeschlossen war.‘“

Und er fügt hinzu:

„Von hier aus mögen wir verstehen, daß wir auch als Männer nicht nur diese Aufgeschlossenheit der lieben Gottesmutter für Christus uns erbetteln sollen, sondern auch ein Stück Mariengestalt in uns verkörpern sollten“ (AdGl 3, 89).

Drei Monate später, bei der Feier der Unbefleckten Empfängnis, griff er das Thema wieder auf:

„Wir haben früher schon einmal gesagt, unser Ideal sollte eigentlich sein — zumal für uns, die wir ein Liebesbündnis mit der lieben Gottesmutter geschlossen — nicht nur ‚alter Christus‘, sondern auch ‚altera Maria‘ zu werden. ‚Alter Christus‘: wir wollen ja in origineller Weise und sollen in origineller Weise die Züge des Heilandsbildes in uns verwirklichen, und dieweilen die Gottesmutter so eng verknüpft ist als amtliche Dauerhelferin des Heilandes, dieweilen sie in einzigartiger Weise die Abbildlichkeit zur Vor- und Urbildlichkeit darstellt, ist es für uns selbstverständlich: Jeder von uns — nicht nur Frauen und Mädchen, auch wir als Männer — sollte in irgendeiner Weise, in irgendeinem Grade nicht nur ‚alter Christus‘, sondern auch ‚altera Maria‘ sein“ (AdGl 4, 140 f.).

Pater Kantenich sah in Maria nicht nur das Hochbild, sondern auch das Inbild des Menschen und Christen. Wir fügen gleich hinzu: Er mußte, wenn Maria für ihn das Hochbild des Menschen ist, in ihr auch sein Inbild sehen. Maria könnte nicht Hochbild für den Menschen sein, erstrebbares Hochbild, dem man sich annähern kann — ohne es freilich je voll zu erreichen —, wenn sie nicht sein Inbild wäre, inbildhaft dem Menschen und im Menschen gegeben wäre.

Es scheint allerdings, daß Pater Kantenich den Begriff „Inbild“ erst relativ spät in seinen Sprachschatz aufgenommen hat. Früher findet man dafür bei ihm die Begriffe „Spiegelbild“ oder auch „Abbild“. Um zu verdeutlichen, was er mit „Inbild“ meinte, fügte er gelegentlich den Ausdruck „Gleichbild“ hinzu. Gemeint war in allen diesen Ausdrücken die Beziehung einer Entsprechung, einer Ähnlichkeit, die nicht eine vollkommene Entsprechung oder Ähnlichkeit besagen mußte, wohl aber eine Entsprechung der Anlage, und zwar der Wesensanlage nach.

Wenn Pater Kantenich Maria zum Beispiel das Inbild der Kirche nannte, so wollte er damit sagen: Die Gottesmutter und die Kirche entsprechen einander in der Weise, daß die Kirche in Maria sich selber erkennt; daß sie in Maria ihr Wesen, und zwar in vollkommener Gestalt, vor Augen hat. Dabei befindet die Gottesmutter sich nicht außerhalb der Kirche, sondern lebt und wirkt mitten in der Kirche. Das vollkommene Bild der Kirche, das sie ist, ist der Kirche ein-geschaffen, *ein-gebildet*, nicht nur als irgendein Teil, sondern als ihr Herz.

In der „Werktagsheligkeit“ erzählt Pater Kantenich eine Begebenheit aus dem Leben Michelangelos, die in einfacher Weise veranschaulicht, was der Begriff „Inbild“ bedeuten soll:

Der große Bildhauer ging einst mit einigen Freunden spazieren. Sie kamen an Geröll und Felsgestein vorbei. In der Nähe eines Marmorblocks blieb Michelangelo wie verzückt stehen und schaute unverwandt auf den toten Stein. Seine Freunde glaubten, er habe eine Vision und fragten endlich, was er denn sähe. Er antwortete: „Ich sehe einen Engel!“ Sein Künstlerauge sah in dem Stein schon den Engel, den er daraus schaffen wollte, und sein Künstlerherz liebte das Engelsbild, noch ehe es war (20.—25. Ts., S. 27).

Michelangelo erkannte die Gestalt des Engels, die dem Stein eingeschaffen, die anlagehaft und inbildhaft in ihm vorgegeben war und daher auch von der Hand des Künstlers aus ihm herausgearbeitet werden konnte.

In ähnlicher Weise war für Pater Kentenich jeder Mensch und erst recht jeder Getaufte auf die Gottesmutter hin angelegt. Man kann eine doppelte Angelegtheit und Anlage unterscheiden: eine entfernte, natürliche, die in der gemeinsamen geschöpflichen Abbildlichkeit zu Gott besteht, und eine nähere, übernatürliche, deren Grundlage die Gnade der Gotteskindschaft ist.

Klammern wir die erstgenannte aus und beschränken wir uns auf die zweite!

Die Gotteskindschaft, die den Menschen zu einem Abbild des Ewigen Wortes des Vaters macht und dadurch mit dem Siegel der übernatürlichen Gottähnlichkeit prägt, bedeutet zugleich eine reale Potenz, ein Abbild des Hochbildes der Gottesmutter, ein Abbild Mariens zu werden. Die „kleine Maria“, die der Christ nach Pater Kentenich werden soll, ist ihm in der Gnade der Gotteskindschaft bereits anlagehaft von Gott eingeformt. Die Ausrichtung seiner Existenz auf die Gottesmutter als Hochbild ist nur deshalb möglich, weil Maria ihm durch die Gnade im Innersten seines Christseins als Inbild geschenkt ist.

Zwischen dem einzelnen Getauften und der Gottesmutter besteht also nicht nur die Beziehung, die aus der freien Anerkennung Mariens als Hochbild für das Leben und Streben hervorgeht, sondern auch eine innere Beziehung seinshafter Art, die man als die marianische Grundanlage jeder christlichen Existenz bezeichnen kann.

Geht man die Vorträge, Kurse und Tagungen Pater Kentenichs oder seinen schriftlichen Nachlaß durch, so kommt man zu der Feststellung, daß er diese Tatsache gewöhnlich stillschweigend voraussetzt. Zuweilen aber reflektiert er ausdrücklich darüber und setzt sie auseinander.

So geschah es zum Beispiel im zweiten Teil des Exerzitienkurses über den marianischen Priester 1941, der hauptsächlich dem Nachweis gilt, wie die Gottesmutter die besonderen Gefährdungen des Gottesbildes in unserer Zeit überwindet. In diesem Kontext spricht er über einzelne Marienherrlichkeiten, um von ihnen aus einerseits nach dem Prinzip des „Deus semper maior“ die unendliche Herrlichkeit Gottes aufleuchten zu lassen und andererseits die Herrlichkeit des erlösten Menschen sichtbar zu machen. Bei jedem dieser Vergleiche wird deutlich, wie wir Getaufte, wenn auch, vor allem wegen der Erbsünde und ihrer Folgen, in entsprechendem Abstand, auf Maria hin angelegt sind, um ihrer Spur zu folgen und auf diesem Wege die uns von Gott zugedachte und durch das Heilswerk Christi eröffnete Vollendung zu erlangen.

Eine etwas gedrängte und populäre Auseinandersetzung des gleichen Sachverhalts haben wir in den Predigten Pater Kentenichs in Milwaukee aus dem Herbst 1962 vor uns. So etwa in der Predigt vom 11. November 1962 über den Menschen als originelles Abbild des Dreifaltigen Gottes. Dort heißt es im letzten Gedankengang:

„Die Gottesmutter hat in einzigartiger Weise dieses Menschenbild, das christliche Menschenbild verwirklicht. Ziehe uns dir nach! Laß uns nach deiner Art unsere ganze Größe verstehen, unsere gottähnliche Größe verstehen, in Ehrfurcht vor uns und in Ehrfurcht vor jedem stehen, der Menschenantlitz trägt“ (AdGl 4, 79).

Hier haben wir die Entsprechung, die Ähnlichkeit zwischen uns Getauften und der Gottesmutter: Was in uns in der Weise der Anlage gegeben ist: daß wir Abbilder des Dreifaltigen Gottes sind, ist in Maria überragend, einzigartig verwirklicht. Diese Anlage wird sich in uns mehr und mehr entfalten, je mehr wir uns auf Maria hin orientieren, uns von ihrer Hochgestalt anziehen und überformen lassen.

Von dem gleichen Gedankengang ist die Predigt vom 9. Dezember 1962 über die Immaculata getragen. Maria ist das Meisterwerk der göttlichen Allmacht, Weisheit und Liebe schlechthin. Darum ist sie für uns auch das Spiegelbild schlechthin. Aber sie könnte nicht Spiegelbild für uns sein, wenn wir nicht ihre Abbilder wären und das Abbild ihrer Herrlichkeit, wie anfanghaft auch immer, in uns trügen, oder, von der Idee der Teilhabe her formuliert, wenn wir nicht, trotz des Abstandes zu ihr, an ihrer Herrlichkeit teilhaben würden, und zwar nicht erst künftig in der himmlischen Verklärung, sondern schon hier und jetzt auf der Pilgerschaft (AdGl 4, 127—143).

#### *Zwei Hinweise*

Die Betrachtung der Gottesmutter als Inbild ermöglicht uns, zwei Aussagen, die Pater Kentenich gelegentlich über seine persönliche Beziehung zur Gottesmutter fallen ließ, in einer tiefen Weise zu interpretieren.

Die eine Aussage machte er, wie berichtet wird, anlässlich seines 80. Geburtstages, und sie lautet dem Inhalt nach, daß mit ihm auch die Gottesmutter Geburtstag feiere. Wie immer man dieses Wort deuten mag oder kann, es findet im Horizont, den die Begriffe „Maria — Hochbild und Inbild des neuen Menschen“ bezeichnen, eine einleuchtende und vielsagende Erklä-

rung. Die Gottesmutter feiert mit ihm Geburtstag, insofern sie als Inbild am Grunde und in der Mitte seiner Existenz anwesend ist, nicht statisch-leblos, sondern als zentrale entelechiale Kraft, die gleichsam in ihm und mit ihm wächst und daher auch an seinen Geburtstagen auf innige Weise teilzuhaben vermag.

Die andere Aussage: In einer Predigt vom 19. Juni 1966 gestand Pater Kentenich seinen Zuhörern, daß er bereits in seiner Jugend gebetet habe: „Mutter, wäre ich doch du!“ Seine Bitte hieß — wohlgemerkt! — nicht: „Mutter, wäre ich wie du!“ Es ging ihm, so möchte man sagen, nicht nur um Ähnlichkeit — „wie du“ — sondern um Identifikation. Wiederum gilt: Dieser Wunsch kann ausgesprochen werden, weil seine Erfüllung aufgrund der marianischen Anlage — wenn auch nicht in Vollkommenheit — möglich ist. Gäbe es diese marianische Anlage nicht, so könnte der Wunsch überhaupt nicht in Pater Kentenich entstanden und nach oben ins Bewußtsein gedrungen sein.

### *Sehnsucht*

So ist, wie aus dem eben zitierten Wunsche deutlich wird, auch die Sehnsucht, der Pater Kentenich in der lebendigen Beziehung zur Gottesmutter überhaupt eine so große Bedeutung beimaß, nichts anderes als ein Indiz für unsere innerste seinshafte Anlage auf Maria als das Hochbild der Gotteskinder; mit anderen Worten: auf das Inbild Mariens als verborgene Form unserer christlichen Existenz. Vermag man die Dinge so zu verstehen, dann bekommen zum Beispiel einige der schönsten Aphorismen aus der Sammlung „Vom Reichtum des Reinseins“ einen tiefen, vollen Klang. Wir führen den einen oder anderen Aphorismus an.

- „Die Kirche zeigt uns das Ideal des vollerrösten Menschen: das ist die große Immaculata. Und je heller ihr Antlitz uns entgegenstrahlt, je durchgöttlichter, durchgeistigter, durchsittlichter und durchseelter wir sie vor uns sehen, umso schmerzlicher empfinden wir in unserer Natur den gewaltigen Abstand von ihr, und es wird eine heiße Sehnsucht in uns wach, ihr, dem vollerrösten Menschenkinde, mehr und mehr ähnlich zu werden. Aus unserer Seele klingt der flehentliche Ruf zu ihrem Bilde empor: Mutter, wäre ich wie du!“
- „Beim Anblick der großen Immaculata geht ein heiliges Leuchten über unser ganzes Wesen. Das Auge strahlt wie eine Sonne, und alles klingt und singt in unserer Seele voller Freude und Jubel.“

— „Die Sehnsucht nach Weite, nach Größe, nach Tiefe, das Verlangen nach allseitiger Triebgebundenheit, nach vollendeter Harmonie zwischen Trieb- und Geistesmensch und zwischen Geistes- und Gottesmensch — das ist der Adlerschrei der Seele nach der Heimat, nach dem Immaculataideal.“

Die Äußerungen menschlicher Gefühle, von denen in diesen Aphorismen gesprochen wird: der Schmerz über den gewaltigen Abstand zwischen Maria und uns; die Sehnsucht, ihr mehr und mehr ähnlich zu werden; der flehentliche Ruf um diese Verähnlichung, das heilige Leuchten beim Anblick der Immaculata, das Strahlen unserer Augen, das Klingen und Singen in der Seele und schließlich der Adlerschrei der Seele nach der Heimat, nach dem Immaculataideal — sie werden nur dann richtig, in ihrem ganzen Ernst, in ihrer ganzen Bedeutungsweite bewertet und verstanden, wenn man sich im klaren ist, daß es sich in ihnen eben nicht bloß um „Gefühle“ handelt, sondern um die Kundgabe des innersten Wesens unserer Person, um die Offenbarung unseres Eigentlichen und Besten, um ein Zeugnis der zutiefst marianischen Anlage unserer menschlichen und christlichen Existenz.

## Existenzielle Sinnbejahung durch Blankovollmacht und Inscriptio

Von Benito Schneider

Die Überschrift klingt in ihrem ersten Teil nach Psychologie und Logotherapie im Sinne von Victor E. Frankl, im zweiten Teil weist sie hin auf rein religiöse Haltungen, wie sie uns in der Schönstattbewegung geläufig sind. Tatsächlich hat Blankovollmacht und Inscriptio auch etwas mit Psychologie und Psychotherapeutik zu tun, wenn auch nicht gerade zentral und hauptsächlich, wenn auch nicht direkt und unmittelbar.

Als der Gründer Schönstatts 1945 heil und gesund aus dem Konzentrationslager Dachau zurückkehrte, hat er öfters geäußert, daß er mit Blankovollmacht und Inscriptio die meisten seelischen Krankheiten heilen könne. Wir wissen, daß er einem Priester in Dachau sagte: „Möge der Herr mir die Gnade verleihen, hier den Bekenkertod zu sterben!“ Was anderen ein Schrecken bedeutete, das ersehnte er. Anderen Priestern im Lager offenbarte er: „Ich bin innerlich ganz ruhig.“ Und doch wußte er gut, daß vielleicht auch er niemals wieder aus dem Lager herauskommen würde. Und als er wieder frei war, meinte ein ihm befreundeter Priester, daß man ihm gar

nicht ansehe, daß er drei Jahre in Dachau gewesen sei. Darauf gab P. Kantenich dem Freunde diese kurze, aber vielsagende Antwort: „Keine Nebengeräusche in der Seele.“

Es ist in den Reihen unserer Bewegung schon längst bekannt, daß P. Kantenichs Lehre vom geistlichen Leben, seine Pädagogik, seine angewandte Theologie in der Erziehung des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft, auch einen seelisch gesunden Menschen zur Folge haben müsse. „Harmonie von Natur und Gnade“ war für ihn mehr als ein theologisches Prinzip. Richtig angewandt, mußte es auch helfen, psychische Störungen, die nicht gerade pathologischen Charakter an sich tragen, durch gesunde und organisch verstandene Liebeserziehung auszugleichen oder zu beheben.

Aber ganz allgemein gilt, daß der Menschentyp, den Schönstatt geschaffen hat, und den es verbreiten will, eine möglichst vollkommene pädagogische Verwirklichung des theologischen Axioms der Harmonie von Natur und Gnade sein will. Ähnliches gilt von dem Typ der neuen Gemeinschaft, der uns vorschwebt. Hier hat P. Kantenich bahnbrechend gewirkt, sowohl in der erzieherischen Praxis, als auch in der erkenntnisreichen Durchdringung sehr komplexer Lebensvorgänge. Niemals ist er dabei einem billigen Psychologismus zum Opfer gefallen, noch viel weniger hat er Anleihen bei der Psychoanalyse freudianischer Herkunft gemacht, die zu gleicher Zeit, als er lebte, allgemeine Verbreitung fand.

Allerdings hat er die Psychologie der Liebe mit seltener Einfühlungsgabe erkannt und zu handhaben gewußt. Hierbei hatte für ihn natürlich auch die ganze Natur des Menschen bis hinab in die Tiefenseele Sinn und Bedeutung. Aber P. Kantenich war tief davon überzeugt, daß der Mensch ein metaphysisches und religiöses Wesen ist und daß letztlich nur Gott mit seiner Gnade den Menschen innerlich so berühren und bewegen kann, um die tiefsten Sehnsüchte in seinem Herzen nach oben zu führen und einmünden zu lassen in kraftvolle Gottesliebe.

P. Kantenich verstand die Kunst, den Menschen auf seine religiöse Anlage hin anzusprechen, und zwar bis hinab ins Unterbewußte, wo die triebbestimmten Impulse und gemüthhaften Antriebskräfte für höhere Liebe wirksam sind. Darum hat er der Emporbildung und Läuterung dieser Anstöße für höhere Liebe große Aufmerksamkeit gewidmet. Aber er wußte sie immer organisch mit jener Liebe zu verknüpfen, die von oben aus dem Bereich der Gnade und der übernatürlichen Ordnung in der Seele des gläu-

bigen Menschen lebendig werden will. So stand er der Denkweise Franz' von Sales sehr nahe wegen dessen großer Einfühlungsgabe in menschliches Seelenleben, während er dennoch über ihn hinausgeschritten ist. Aber wie diesem ging es ihm letztlich immer um den ganzen Menschen, um die Gottesliebe als Krönung jeder anderen Art von Liebe.

Unter diesem Gesichtspunkt gab er — neben dogmatischen Gründen — auch der Marienverehrung und der intensiven marianischen Erziehung einen breiten Raum in allen seinen pädagogischen und pastoralen Bemühungen, und das nicht nur beim einfachen Volke, sondern auch vor den Gebildeten, vor Theologen, vor Priestern. Neben der theologischen Klärung der Mariengestalt im Organismus des Heilsganzen wußte er alle großen Bereiche des Gnadenzustandes der gläubigen Seele in ihren marianischen Beziehungen den Herzen zum Erlebnis zu bringen, so daß in dem personalen Transparent der Übernatur und übernatürlichen Liebe, in Maria, immer zugleich auch die unbewußten Liebeserwartungen und Liebesimpulse der Natur mitangesprochen wurden. Damit erreichte er eine Integrierung der naturhaft religiösen Anlage im Menschen aus den Tiefenschichten der Seele, während er zugleich Maria darzustellen wußte als Bild letzter Liebeshingabe und hochsinniger Christusnachfolge. Die Aufweckung, Integrierung und Emporführung der naturhaft religiösen Anlage im Menschen bedeutete zunächst einmal Stärkung der untersten Stufe der Gottesliebe. In ihr hängt der Mensch Gott an, weil und sofern er selber „etwas davon hat“. Er liebt dann Gott, um dabei selber etwas zu gewinnen, etwa Hilfe, Schutz, Trost im Leid, Bejahung seiner ureigensten Interessen etc. Da liebt der Mensch eigentlich sich selbst, aber doch schon im Hinblick auf Gott. Er liebt Gott des Nutzens wegen, den er sich dabei verspricht. Wenn die Bibel sagt, daß der Mensch den Nächsten lieben soll, wie sich selbst, so setzt sie voraus, daß die Liebe aufbaut auf der naturhaften Selbstliebe. Sie ist ja Bejahung dessen, was Gott zur Grundlage gemacht hat für jede höhere Art von Liebe. Die Theologen nennen die unterste Stufe der Gottesliebe auch begehrende Liebe (*amor concupiscentiae*). Jede weitere und höhere Stufe der Gottesliebe, die am lebendigen Anschauungsbilde Mariens aufgezeigt wurde, bejahte und bestärkte den vitalen Untergrund, aus dem der gläubige Mensch liebt.

P. Kantenich war ein Meister der religiösen Deutung vitaler „Urtriebe“ im Menschen. Darum sprach er nicht nur von personalen Bindungen, sondern ergänzte die personalen Bindungen durch die lokalen Bindungen an hl. Orte, und beide Arten der Bindungen brachte er in engste Beziehung zu ideellen Bindungen und zu den Bindungen an die großen Ereignisse im Leben der Einzelmenschen und im Leben der Bewegung und ihrer Geschichte. P. Ken-

tenich sah deutlich das Elend des entwurzelten, innerlich zerfaserten und kollektivisierten Massenmenschen, daß ihm die Pflege aller gottgewollten Bindungen unerläßlich schien zur Gesundung oder Gesunderhaltung des modernen Menschen.

Der Abbildcharakter der gesamten Schöpfung, aber auch der menschlichen Seele mit ihrer religiösen Grundveranlagung, zusammen mit dem praktischen Vorsehungsglauben, brachten es mit sich, daß P. Kntenich mit Hilfe seiner unausschöpflichen marianisch gesättigten Einfühlungsgabe, Liebe und Wärme auch die feinsten Naturregungen für die höhere Liebe in Anspruch nehmen konnte. Diese verstand er als vitale Kraft und Macht, die sich ausstreckte nach den höchsten Stufen der Gottesliebe. Blankovollmacht und Inscriptio sind nur verständlich aus dem Einswerden mit dem Leiden und Tode Christi in der Liebe, die der österliche Mensch aus der Perspektive des Sieges zu deuten weiß. Davon sprechen und danach leben ist freilich zweierlei. P. Kntenich lehrte bereits die einfachen Menschen, auch wenn sie sich erst auf der ersten Stufe der Gottesliebe bewegten, wie die Gottesmutter ungeachtet ihrer hohen Begnadung vom Heiland zur Bereitschaft für das Kreuz erzogen wurde. Während er warm und herzlich die Größe Mariens zu zeichnen wußte, so daß die Menschen sich auch an seiner Marienliebe entzündeten, nährte er gleichzeitig den vitalen Drang zur Hochherzigkeit, indem er ihnen einen höheren Liebesgegenstand anbot und sie zu Verzichtern ermunterte, ohne die er nicht erreicht werden kann. „Liebeshingabe“, „Liebespreisgabe“, „Liebesweitergabe“ und „Liebesansprüche“ an die Gottesmutter zeigen die Linienführung dieser Pädagogik an.

Da P. Kntenich die Menschen immer zur Gemeinschaft und in Gemeinschaft erzog und die seelischen Affekte in marianischer Familienhaftigkeit ausschwingen ließ, formte sich auch eine Gemeinschaftsatmosphäre, es entstand Ergriffenheit, man erlebte „neue Gemeinschaft“ mit einer Sendungsergriffenheit für die marianische Christusgestaltung der Welt. Hier wurden dynamisch-aktive Kräfte der Liebe in den Seelen angesprochen, so daß die Liebe sich weitete und schöpferische Gestaltungskräfte freilegte, wie es in der Frühzeit Schönstatts z. B. in den „Beiträgen zum Gnadenkapital“ geschehen war. Existentielle Sinnbejahung durch Blankovollmacht und Inscriptio wird dann zur Heilpädagogik, wenn die Seele triebhaft und gemüthhaft, mit allen Affekten einem höheren liebenden Du entgegenschwingt. Anders gesagt: In dem Maße als die triebhaften, gemüthhaften und unterbewußten Liebesaffekte der Seele einem höheren Du – der Gottesmutter – entgegenschwingen, schließt Blankovollmacht und Inscriptio erlebnismäßig auch existentielle Sinnbejahung ein. Das wiederum ist Garantie für seelische Gesundheit und Neurosenüberwindung bzw. -verhinderung.

Was wir bisher sagten, setzt voraus, daß der Mensch zentral ein religiöses Wesen ist. Dabei kommt uns die moderne Psychotherapie entgegen. Freud verstand den Menschen aus den Mechanismen der Triebimpulse, weil sein Menschenbild dem materialistischen Weltbild des ausgehenden 19. Jahrhunderts entsprach. Weil wir uns aber nicht lange mit Freud abgeben wollen, sondern im Kontrast zu ihm uns in der Darlegung unseres Themas auf andere Autoren stützen möchten, wollen wir uns zunächst abgrenzen gegen die falschen und materialistischen Auffassungen von Freud, um dann unserer Frage nach der religiösen Wesensanlage des Menschen näher zu kommen. Wir zitieren zunächst zur Kennzeichnung der Freud'schen Grundauffassung Joachim Bodamer. Bei ihm heißt es: „Die moderne Psychologie hat ihre Wurzeln in der Aufklärung, z. B. etwa in der ‚Erfahrungsseelenkunde‘ von Karl Philipp Moritz, verbindet sich in der Freud'schen Psychoanalyse mit der biologisch-materialistischen Auffassung vom Menschen, reduziert folgerichtig diesen auf ein Triebwesen, dessen Geist nichts selbständiges Autonomes ist, sondern nur Folge überschüssiger, nicht verwertbarer Triebhaftigkeit. Religion ist bei Freud der unwahrhaftige und deshalb neurotische Versuch, diese ausschließliche sexuelle Bestimmung des Menschen sich nicht eingestehen zu müssen, daher erscheint Religion als Illusion, als Trug, nicht anders, als sie bei Marx von der Soziologie her verstanden wird. C. G. Jung erweiterte das individuelle Unbewußte, das bei Freud ausschließlich von der Sexualität erfüllt ist, zu einem Kollektiv um. Dieses kollektive Unbewußte, der Niederschlag der ganzen seelischen Entwicklungsgeschichte des Menschen, ist nach Jung von Archetypen bevölkert, Bildgestalten oder Formkräften, die eine religiöse Patina haben. Auch bei Jung ist, im Verhältnis zur Gewalt des Unbewußten, das Ich des Menschen, seine Person, sein Geist, eine Größe zweiten Ranges; daher auch Gott als Person in der Jung'schen Tiefenpsychologie keine Rolle spielt. In solchen Psychologien wird der Mensch, uneingestanden, aufgefaßt als ein ohnmächtiges Opfer seines Unbewußten, das nach Gesetzen arbeitet, die seinem Wissen und seiner Kontrolle weitgehend entzogen sind und deren Kenntnis ihm nur der Psychologe vermitteln kann, der das seelisch Verborgene durchschaut. Dieses Durchschauen des anderen, das wissende Überlegensein, bedeutet eine Macht, die in der Psychotherapie das natürliche Verhältnis zwischen Arzt und Patient sprengt. Daher das Phänomen der sogenannten ‚Übertragung‘, in welchem der Kranke an seinen Arzt sich seelisch so gebunden fühlt, daß er ohne ihn nicht mehr existieren zu können glaubt, eine Bindung, die gefährliche, zerstörende Wirkungen haben kann, Zeichen dafür, daß in solcher Therapie Macht auftritt, die, wie es der Psychoanalytiker Medard Boss einmal ausgedrückt hat, nicht recht weiß, was

sie tut und wie und wozu sie es tut. Die moderne Tiefenpsychologie als Wissenschaft beginnt nicht voraussetzungslos, empirisch forschend, sondern unter vorheriger Zugrundelegung einer bestimmten Anschauung vom Menschen als einem vorwiegend bio-psychischen Wesen, dessen Psychologie erforschbar ist, wenn man alles Geistbestimmte beiseite läßt. Der Mensch ist dann nicht mehr Ebenbild eines Urbildes, sein Bild ist nicht mehr dadurch geadelt, daß es auf dieses Urbild zurückweist, sondern er wird als Sondernatur abgelöst aus dem geistigen Zusammenhang mit seinem Ursprung, wird Objekt unter anderen Objekten wissenschaftlicher Erforschung. Die Psychoanalyse und Tiefenpsychologie sind daher sehr rasch und unaufhaltsam aus einer möglichen Methode psychotherapeutischer Behandlung von Neurosen zu Weltanschauungsformen und pseudoreligiösen Bewegungen geworden, die, über alle Grenzen hinaustretend, kein Gebiet unberührt ließen und überall ihren Herrschaftsanspruch anmeldeten, eben weil ihre unbewußte Voraussetzung die Proklamierung eines areligiösen Menschenbildes gewesen ist“ (J. Bodamer, Sind wir überhaupt noch Menschen? S. 88–90).

Diese zusammenfassende Darstellung und Beurteilung der Ideen Freuds über menschliches Seelenleben und den Menschen selbst ist nicht unser Thema. Wir wollten uns nur von einem Fachmann bezeugen lassen, daß der Mensch – im Gegensatz zu Freud – eine wesenhaft religiöse Anlage besitzt. Bodamer, der selbst als Psychotherapeut tätig ist, bestätigt uns, daß der Mensch wesenhaft in Beziehung steht zu seinem personalen Urbild. Desgleichen weist Victor E. Frankl, der Begründer der Logotherapie, nach, daß, entgegen Freud der Mensch ein wahres Ich in sich trägt, das verantwortlich Sinnzusammenhänge umgreifen will, um sich ihnen zu stellen, daß der Mensch also nicht ein anonymes „Es“ ist, Opfer blind wirkender Triebmechanismen in seinem Innern. V. E. Frankl schreibt in „Der Mensch auf der Suche nach Sinn“ (Freiburg 1972, S. 93): „Nun, bei all unserem Respekt vor der Genialität von Freud und vor der Pioniertat, die seine Psychoanalyse darstellt, dürfen wir unsere Augen nicht schließen vor der Tatsache, daß auch Sigmund Freud Kind seiner Zeit war und nicht unabhängig vom Geist seiner Zeit. Und es entspricht in erster Linie diesem Zeitgeist, wenn Freud ‚die Religion‘ für ‚eine Menschheitsneurose‘ oder für eine Illusion hielt und Gott für eine Vaterimago.“

Wir halten also fest, daß der Mensch wesenhafte religiöse Anlage ist und darum sein Ich auf ein höheres Du hinstrebt.

Wir könnten hier nun darlegen, wie P. J. Kantenich diese religiöse Uranlage sieht, wie er sie mit dem Denken der alten Theologen zu schildern weiß,

und wie er von hier aus psychologisch einsichtige Erkenntnisse anbietet, die die alte Lehre der Kirche von der „*potentia obedientialis*“ wieder neu verständlich macht. Darauf müssen wir aber hier verzichten. Statt dessen wollen wir darauf verweisen, wie moderne Ärzte und Psychotherapeuten aus ihren medizinspsychologischen Erkenntnissen ebenfalls die religiöse Grundanlage im Menschen sehen, und wie sie vor allem darauf hinweisen, daß religiöses Denken Bedeutung hat für moderne Seelenheilmethoden.

Allerdings darf der Leser nicht erwarten, daß Ärzte und Psychologen sich immer theologisch exakt ausdrücken, wenn sie auf ein Gebiet übergreifen, das nicht eigentlich mit naturwissenschaftlichen Begriffen exakt dargestellt werden kann. Man muß dann heraushören, was der jeweilige Autor sagen will, und wie man das theologisch besser anders ausdrücken müßte. Balthasar Staehelin und Victor E. Frankl, die wir heranziehen wollen, sprechen zwar deutlich vom religiösen Sinn und Empfinden des Menschen oder vieler Menschen, aber sie tun es auf ihre Weise und mit Begriffen, die nicht die unseren sind. Sie deuten auch manchmal alles rein immanentistisch und psychologistisch, selbst wenn sie das Wort „transzendent“ gebrauchen. Aber das soll uns nicht davon abhalten, anzuerkennen, daß sie eine religiöse Anlage im Menschen anerkennen, und darauf allein kommt es uns hier an. Wir erinnern hier zunächst an Balthasar Staehelins Buch „Haben und Sein“ (Zürich 1969). Staehelin ist Arzt und Psychotherapeut. Für ihn ist „Haben“ das, was der Mensch zwischen Geburt und Tod äußerlich erstrebt. „Sein“ aber ist nach ihm Teilhabe am „Unbedingten“, es ist die zweite Dimension gegenüber der ersten. Auf Seite 39 seines Buches lesen wir: „Es wird nötig, daß auch die Psychotherapie der Liebe wieder das zurückgibt, was diese immer schon war, und sein wird: unsere zugänglichste — wenn auch im Gegensatz zu Boss niemals einzige — Möglichkeit, die Größe unseres Unbedingtseins bewußt zu erfahren und zu gestalten. Die Liebe ist diejenige Alltagsform, in der das Göttliche in uns am leichtesten erfahrbare Herberge hat.“ Weiter sagt Staehelin: „Der Mensch steht unter dem Imperativ seines Unbedingten. Dieser Drang ist auch immer Drang nach Zeugung. Dostojewski schrieb nicht einfach aus willentlicher Entscheidung, sondern er war soweit frei, daß er schreiben mußte. Das gleiche gilt für alle wahren Künstler. Das Leben im Unbedingten sucht Zeugung. Deswegen konnten wir weiter oben sagen, daß die Fortpflanzung nur sekundäre biologische Folge des Durchbruchs des Unbedingten in der geschlechtlichen Liebe sei. Die Liebe zeugt aber nicht nur Fortpflanzung in der biologischen Ebene, sondern echte Liebe tendiert immer zur Zeugung derjenigen Eigenschaften, die primär des Menschen Größe und Würde sind“ (S. 39–40).

Staehelin steht in ständiger Auseinandersetzung mit den falschen Positionen von Freud und entlarvt sie, desgleichen mit denen von Boß, soweit

dieser sich auf von Heidegger entlehnte Gedanken stützt, vor allem auf dessen „Sein zum Tode“-Gedanken. Wir lesen bei Staehelin: „Der Tod wird von den Patienten, deren Entwicklung wir in ihrer psychotherapeutischen Behandlung überblicken, gegen Ende einer geglückten Therapie ganz anders erlebt; nämlich zusammengefaßt etwa so: Weil wir uns unseres Sterbens gewiß sind, ist uns dadurch die ungeheure Chance gegeben, die Gewißheit unserer bereits im Jetzt anwesenden Unzerstörbarkeit bewußt oder unbewußt zu erleben und zu sein. Der Tod drängt uns nicht die Angst als unsere tiefste Befindlichkeit auf.“ Das ist gegen die Daseinsanalyse von Boß gesagt. Hier bohrt Staehelin weiter, wenn er formuliert: „Hoffnung zu haben mit der alleinigen Aussicht, als Gesunder dann nur ein bewußt Verängstigter vor einem endlichen Tod zu werden, wie das eigentlich das theoretische Gesundheitsangebot der Psychoanalyse und der Daseinsanalyse ist, wäre eine übermenschliche und unnatürliche Zumutung an unsere Kranken. Ein solches Angebot kann niemals dem Wesen der Hoffnung entsprechen.

Uns erschließt sich das Wesen der Hoffnung in fast jeder langen Psychotherapie anders — und wir arbeiten vor allem mit anfänglich Schwerkranken und darum besonders Verängstigten, Erschütterten, also Enthoffneten, aber darum auch für die Seinsuche besonders Disponierten. Die Hoffnung also kann nicht von bedingtem Wesen sein. Sondern die hier gemeinte Hoffnung, die schlußendlich auch die Genesung bringt, ist sekundäres Symptom unseres gewußten oder ungewußten Anteils am Unsagbaren“ (S. 42 u. 46).

Es gibt nach Staehelin im Menschen ein Urvertrauen, weil etwas Unbedingtes zu seiner Natur gehört, und dieses Unbedingte zeigt sich vor allem in der Liebe: „Unsere primäre Seinsweise ist vor allem Liebe. Wir sind immer schon Liebe. Und wir sind nicht nur Liebe im Durchbruch der großen, seltenen erotischen Liebe. Diese Art Liebe ist von unserem generellen Liebessein nur eine besonders quantitativ gesteigerte Form. Wir sind immer Liebe und hätten sie immer und überall, wenn auch abgeschwächt und in vielfältiger Form zu leben. Nur darum, weil wir nie auch nur annähernd vollkommen sein können, vermögen wir so wenig Liebe und diese immer wieder nur in einer Zerrform zu sein“ (S. 83–84). Weiter: „Echte Liebe also ist immer uneigennütziges Hingebensein, unbedingtes Engagiertsein am anderen Menschen oder auch an einer Sache. Das aber ist vielleicht auch schon Religion. Es ist dann Sache des Einzelnen und nicht mehr Sache der Psychotherapie, diese Stimmung des eigenen Unbedingten in eine der bestehenden Glaubenslehren einmünden zu lassen oder nicht.

Diese Art der Religion zu wecken — denn schlummernd ist sie immer schon da —, sollte Aufgabe jeder Psychotherapie werden; auch dann, wenn weder

der Psychotherapeut für sich noch der Patient je voll fähig sein wird, dem Ideal solcher Liebe ganz und unentwegt zu entsprechen" (S. 84).

Bezeichnend ist, daß Staehelin ein ganzes Kapitel der Mystik widmet. Wir erinnern uns seiner Begriffe „erste“ und „zweite Dimension“. So spricht er auch von der „ersten“ und „zweiten Seinsweise“. Was angeboren ist, ist zweite Seinsweise, ist „Sein“ gegenüber „Haben“. „Alle wissen wir, daß seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden auf unserer Erde das geistige Suchen der Elite ganzer Länder und Kulturen dahin ging, sich aus der wenig artikulierten magischen Verflechtung mit der Natur in artikulierteste mystische Seinserfahrung zu erheben. Vor und während der 3000 Jahre, in denen Europa vor allem um das rationale Sprachwerden bemüht war und ist, strebten und streben andere Völker, andere Religionen und Wissenschaften ebenso methodisch und von gleichem unbedingtem Engagement beseelt, nach der Klärung der uns innewohnenden, unbedingten Dimension, nach dem Erahnen und Bewußtwerden also derjenigen Tatsache, die wir hier die zweite Wirklichkeit nennen.

Wir sprechen hier nicht von sektiererischen Entgleisungen und den religionsdogmatischen und kulturellen Hypostasierungen, die solche Bemühungen immer auch begleiten, sondern nur von der exakten, wissenschaftlichen Zuwendung zu diesen Erfahrungen.

Es geht uns auch hier nicht darum, eine Beweisführung durch das Aufzählen von einzelnen Namen, von Völkern und Kulturen anzustreben. Die Literatur darüber ist für uns alle, und selbst für einen Fachgelehrten, unübersehbar. Eingestreute Hinweise genügen uns. Die Philosophie Indiens ist vor allem religiöse Mystik, das gleiche finden wir in Japan, Tibet und anderen östlichen Ländern. Die meisten Schulen des Buddhismus suchen in dieser Art. Die Länder des Islam, vor allem Persien mit seiner erotischen Mystik, sind voll solcher Zeugnisse. Die Klöster aller Länder waren und sind heute noch Burgen solchen Strebens.

Auch bei uns im Abendland, von den ersten Anfängen der frühen Mittelmeerkulturen bis heute, hielt sich neben der rationalen Entfaltung, verborgen oder leuchtend im Mittelpunkt, die Mystik. Die jüdische Mystik, der Chassidismus, Eckhart, Thomas a Kempis, Tauler, Paracelsus, Müntzer, Arndt, Böhme, Baalschem, die Werke vieler Religiöser und Heiliger sind bekannte Beispiele. Es ist bezeichnend, daß Walter Nigg sein Buch über die protestantischen Mystiker ‚Heimliche Weisheit‘ nennt. Nebenbei: Dieses Buch von Nigg ist wahrscheinlich eines der bedeutendsten Bücher in unserem noch zu materialistischen Jahrhundert. Erst in den letzten zwei bis

drei Jahrhunderten wurde die Mystik von der europäischen, vor allem der protestantischen Theologie und von den Wissenschaften als Folge des Aufklärungsgeistes großenteils als wissenschafts- und fortschrittsunwürdig beiseitegeschoben. Man meinte, daß ihr höchstens die Hintertreppe noch zukomme. All das half aber nur scheinbar, die Mystik zu beseitigen, denn heute noch ist zum Beispiel das Gebet, ein stilles Wandern durch die Natur, ein gelegentliches untätiges Zurückgezogensein in die Einsamkeit unseres Zimmers immer auch von mystischem Spüren durchstimmt. Unser westlicher Alltag ist, selbst wenn wir es nicht mehr wissen, überall durchzogen von, zwar wenig artikulierter, unbewußter mystischer Versammlung in unserer inneren Abgeschlossenheit. Wir wagen es, sogar zu postulieren: Die mystische Stimmung ist heute noch der Boden, auf dem wir, wenn auch meist unwissend, alle stehen“ (S. 111 f.).

Stahelin sieht die eigentliche Ursache der meisten seelischen Erkrankungen im Vergessen der zweiten Dimension, der zweiten Seinsweise. Und dementsprechend ist der Heilungsprozeß Seinssuche, also Rückorientierung zur Auffindung des Unbedingten in der zweiten Wirklichkeit, in der zweiten Dimension.

Daß er glaubt, die Methode der Analyse im Sinne von Freud ergäbe die richtigen Resultate, ist wieder eine andere Frage. Hier stoßen wir an den Optimismus dessen, der von psychotherapeutischen Bemühungen mehr erwartet, als sie geben können. Aber sehr bedeutungsvoll ist, daß Stahelin auf dem Wege seiner empirischen Beobachtungen als Arzt wieder neu die religiöse Grundlage des Menschen „entdeckt“ hat. Und noch wichtiger ist es, daß er in der Wiederbesinnung des Patienten auf den in ihm selbst wirksamen Ewigkeitsfunken eine heilende Kraft für seelische Erkrankungen sieht. Geradezu frappierend ist auch, daß Stahelin glaubt, daß sich vor allem in der Liebe und Liebeskraft des Menschen der Charakter von etwas Unbedingtem manifestiert. Wir würden es Sehnsucht nach Gott nennen, Ewigkeitshunger, religiöser Unendlichkeitsdrang, die Sehnsucht des kleinen Ich nach dem großen Du des Gottes der Liebe. Stahelin sieht in der Liebe mehr als Trieb, und erst recht deutet er sie nicht einfach sexuell. „Das Fehlen des Wissens um unsere Zugehörigkeit zum Unbedingten können wir als ‚Seinsvergessenheit‘ bezeichnen“ (S. 30). „Der tiefere Sinn jedes Heilens, zum mindestens jeder Psychosomatik und jeder Psychotherapie, sollte demnach sein: Seinsvergessenheit in Seinssuche umzuwandeln“ (S. 31). „Der Mensch ist im Jetzt schon immer auch ein Stückchen Ewigkeit. Er ist immer schon als kleiner Teil individuelle Ausprägung des Göttlichen. Dies ist nun nicht einfach nur unsere eigene subjektive Erfahrung, sondern darüber berichten unsere Patienten, es ist erkennbar wissenschaftliche Empirie“ (S. 27).

Es ist also bedeutungsvoll, aus medizinpsychologischen Forschungen zu erfahren, daß die alte Wahrheit der Kirchenväter, wonach die menschliche Seele von Natur aus christlich ist (*anima humana naturaliter christiana*), indirekt neue Bestätigung findet und jetzt auch als heilmethodische Voraussetzung für die Gesundung seelisch kranker Menschen erkannt wird.

Wir haben in Chile selbst P. J. Kentenich in verschiedenen Vorträgen gehört, wie er vor Studenten und Jungakademikern an den „Ewigkeitsfunken“ in der menschlichen Natur rührte und diesen in Bewegung zu bringen wußte. Das war die pädagogische Auswertung und Aktivierung dessen, was Balthasar Staehelin „zweite Seinsweise“ am Menschen nennt, an die er anknüpfte. P. Kentenich ging von dem Gedanken aus, daß unser menschliches Herz immer auf der Suche ist nach einem jeweils höheren Glück. Heute sehnt es sich nach dem neuen Auto und konzentriert alle Kräfte auf dieses Ziel. Hat der Mensch dieses Ziel erreicht, dann ist er zufrieden. Doch nach kurzer Zeit wird das Herz wieder unruhig, es sehnt sich nach einem neuen „Glücksbringer“. Was kann das sein? Ein gutes Examen, ein neues Kleid, eine schöne Reise usw. Wieder straffen sich alle Seelenkräfte auf das neue Ziel. Ist es erlangt, schwelgt die Seele vor Freude. Aber das Herz beginnt von neuem unruhig zu werden. Es verlangt nach mehr, es will ein neues Erlebnis, eine neue Befriedigung, und so geht es weiter ohne Ende.

Warum aber, so fragte P. Kentenich, gibt sich unser Herz nie zufrieden, wenn es doch so oft erreichte, was ihm als Ziel aller Sehnsüchte erschienen war? Darauf antwortete er mit Augustinus: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, o Gott.“ Jedes irdische Ding ist ja nur ein schwacher Strahl der göttlichen Vollkommenheiten und kann daher unseren Ewigkeitshunger immer nur ein wenig und nur für kurze Zeit stillen. Auch die Gottesmutter in ihrer strahlenden Schönheit — „Ganz schön bist du, Maria, und kein Makel der Erbsünde ist an dir“ — berühre diesen Ewigkeitshunger in uns, freilich auf viel stärkere Weise als jedes andere Geschöpf, so daß Maria in jedem unverdorbenen Menschen die Sehnsucht nach dem Paradiese wachruft.

Solche und ähnliche Gedanken, von P. Kentenich vorgetragen, weckten in den Herzen ein reiches Echo, sie zündeten den Ewigkeitsfunken in seinen Zuhörern an und brachten ihre *anima naturaliter christiana* in Schwingung.

Hinter dem radikalen und fanatischen Zug heutiger akademischer Jugend mit ihrer scharfen Gesellschaftskritik verbirgt sich (neben anderen Kräften) nicht selten ein maskierter Unendlichkeitsdrang, ein uneingestandener

Gotteshunger, ein idealistischer Wille nach mehr Gerechtigkeit, eine existentielle Sinnsuche. Nur ist niemand da, der dies alles nach oben lenkt; statt dessen konzentriert sich alles wild wuchernd auf rein innerweltliche Ziele, die an Stelle von letzten Motiven, höheren Perspektiven und übersinnlichen Voraussetzungen die eigentliche Sinntiefe solcher Bestrebungen verdecken. P. Kentenich brachte es fertig, Verkrustungen solcher Art zu durchschauen und nicht selten auch zu durchbrechen und so den lebendigen Kern der Seelen zu berühren und aufzuschließen.

Was er sonst negativ ausdrückte — „Abfall von Gott ist Zerfall“ —, das wußte er auch positiv zu wenden und den Zugang für Gott in den Seelen freizulegen. Er leitete an zur „Seinssuche“, wie Staehelin es ausdrückt. Das war Verwurzelung in der untersten Stufe der Gottesliebe, war Verleben- digung der religiösen Uranlage im Menschen, war Festigung der eigenen religiösen Wesensmitte, ohne die es keine christliche Existenz gibt, die standhält im Leben.

(Ein 2. Teil folgt)

## Organisches Leben und Lieben

Von Pater Joseph Kentenich

Die Psychologie der Kindlichkeit macht uns auf vier Punkte aufmerksam und regt uns an, sie als Maßstab anzulegen.

### 1.

Der erste Punkt beschäftigt sich mit unserer seelischen Anlage. Sie ist im begnadeten Menschen eine doppelte. Die eine wurzelt in unserem Geschöpf- lichkeits-, die andere in unserem Gliedschaftscharakter.

Als Geschöpf sind wir gemäß unserem Sein vollkommene, personifizierte Abhängigkeit von Gott. Deshalb steckt ein unausrottbarer Zug in uns, eine geheime Unruhe, im Vollzug unseres Seins vollkommene, personifizierte Anhänglichkeit an ihn zu werden: an seine Person, an seinen befehlenden, ratenden, fügenden, zulassenden Willen. Das ist gleichbedeutend mit der Anlage zum Kindsein vor Gott.

Das Geheimnis der Christusgliedschaft zeigt uns in geheimnisvoller Weise in die Kindschaft des eingeborenen Gottessohnes hinein, von dem Gott selbst bezeugt: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“

Weil diese Anlage eine urtümliche, weil sie mit dem Geschöpf Gottes und dem Glied Christi wesenhaft verbunden ist, findet sie sich in beiden Geschlechtern, in Mann und Frau. Wird sie nicht oder nicht genügend entwickelt, so bekommt der Charakter einen Bruch. Es fehlt ihm ganz oder teilweise ein wesentliches Element. So will das Urteil Hölderlins über die Spartaner aufgefaßt werden: „Die Spartiaten bleiben ewig Fragmente, sie werden nie ein ganzes Meisterstück. Wer nie ganz Kind gewesen, kann nie ganz Mann werden.“ Männlichkeit ohne Kindlichkeit bekommt ein unartikulierte Gepräge, wird leicht zum wilden Indianertum. Das gilt schon in der bloßen natürlichen Ordnung; es hat in der übernatürlichen in erhöhtem Maße Geltung. Psychologen und praktische Seelsorger führen deswegen das Kernstück männlicher Wesensanlage gerne auf die beiden Ausdrücke zurück: Puer et pater, Kind und Vater. Sie sehen die Aufgabe darin, beides sorgfältig zu entwickeln: das Kind und den Vater im Manne und Jungmann.

Frauenpsychologie vergleicht mit Vorliebe frauliche Art mit einem Baume, dessen Wurzel die Kindlichkeit, dessen Stamm Magdtum und Mütterlichkeit, dessen Äste und Zweige intuitive Wahrheitsschau sind. Je gesünder und triebkräftiger die Wurzel, desto gesünder und kraftvoller der Stamm, desto verzweigter und tragfähiger Äste und Zweige. Frauengröße wurzelt deswegen in heroischer Kindlichkeit. Dadurch ist die Richtung für Frauen- und Mädchenerziehung eindeutig angegeben.

## 2.

Der zweite Punkt beschäftigt sich mit der Gesamtstruktur, mit dem inneren Gesicht der Kindlichkeit. Dieses kann von zwei Seiten aus betrachtet werden: vom Gegenstand und vom Träger aus.

Das katholische Kind, das zum Gebrauch der Vernunft gelangt ist, hat für seine kindliche Haltung, das heißt: für seine kindlichen Affekte und Handlungen immer gleichzeitig ein doppeltes Objekt: Gott und dessen irdisches Transparent, Gott und die Eltern. Bald steht das eine, bald das andere stärker im Vordergrund des Bewußtseins, immer aber sind und bleiben sie unzertrennlich miteinander verbunden. Das ist genau wie beim christlichen Gehorsam, der die Eltern nie von Gott trennt. Es ist genau, wie nach theo-

logischer Auffassung Gottes- und Nächstenliebe immer miteinander verbunden sein müssen. Die innere Verbindung zwischen Erst- und Zweitursache kann eine habituelle, d. h. ein selbstverständlicher Dauerzustand sein; sie kann eine virtuelle und eine aktuelle sein. Alle Formen wirken zusammen, damit die Grundhaltung immer dieselbe bleibt.

Das Gesetz, das diesem Vorgang zugrundeliegt, ist das Gesetz der organischen Übertragung und Weiterleitung. Beide zusammen nennt man das große Weltregierungsgesetz.

Danach überträgt Gott Rechte und Eigenschaften — in diesem Falle einen Teil seiner väterlichen Schöpfermacht und Güte — auf andere. Er tut es aber vorzüglich im Interesse des Kindes, bleibt also nicht bei den Eltern stehen. Er sieht, beabsichtigt, berücksichtigt und liebt in ihnen und mit ihnen das Kind. Umgekehrt überträgt das Kind seine Pflichten, die es Gott gegenüber hat: Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam, auf die Eltern, gleichzeitig aber in ihnen und durch sie auf Gott. Blicke Gott bei den Eltern, blieben die Kinder bei den Eltern stehen, so hätten wir das Gesetz der mechanischen Übertragung. Das widerspricht dem Weltregierungsgesetz.

Wie ersichtlich, ist im Gesetz der organischen Übertragung immer und allezeit bereits das Gesetz der organischen Weiterleitung einbegriffen, sowohl bei Gott als auch beim Kinde. Trotzdem spricht man noch eigens vom Gesetz der organischen Weiterleitung schlechthin, wenn man nicht so sehr im Menschen Gott, sondern mehr Gott im Menschen sieht und liebt, wenn der Mensch aus dem bewußten Seelenleben mehr — aber nicht ganz — zurücktritt und Gott stärker im Vordergrund steht, ohne daß jedoch das seelische Ineinander irgendwie gestört wird. Es handelt sich nur um eine andere Seite desselben Lebensvorganges. Kindliche Gottesliebe nimmt die Eltern immer mit hinein in Gott, auch in der seligen Schau des Himmels. Diese ist nicht nur ein geheimnisvolles seelisches Ineinander zwischen Gott und Seele, sondern auch zwischen Seele und Seele in Gott. Ähnlich wie die Strafe der Verdammnis nicht nur im seelischen Gegeneinander von Gott und Mensch besteht, sondern auch zwischen Mensch und Mensch. So tief und innig sind Gott und Mensch, Gottesbild und Menschenbild, Gottesliebe und Menschenliebe, Gotteshaß und Menschenhaß miteinander verbunden.

Darum sagt Augustinus:

„Durch diese Liebe (die Gottesliebe) lieben wir einander. Durch sie lieben wir Gott. Wir würden einander nicht mit wahrer Liebe lieben, wenn wir Gott nicht liebten. Jeder liebt also seinen Nächsten wie sich selbst, wenn er Gott liebt.“

Franz von Sales schreibt:

„Es ist ein und dieselbe Liebe, welche die Akte der Gottes- und Nächstenliebe hervorbringt. Es ist dieselbe Liebe, die uns zur Vereinigung der Seele mit Gott emporhebt und zu einer liebevollen Gemeinschaft zum Nächsten hinführt. Die Gottesliebe befiehlt nicht nur, sondern sie erzeugt auch die Nächstenliebe im menschlichen Herzen.“

Ein anderes Mal fragt der Heilige:

„Warum lieben wir Gott? Die Antwort: Weil er der Allerhöchste, die unendliche Güte ist. Warum lieben wir uns in der Gottesliebe? Zweifels- ohne weil wir Gottes Bild und Gleichnis sind. Und da nun alle Menschen dieselbe Würde besitzen, lieben wir auch sie wie uns selbst, nämlich, weil sie hochheilige und lebendige Ebenbilder Gottes sind.“

Der innerseelische Vorgang, der durch das Doppelgesetz treffend wieder- gegeben ist, orientiert sich an der Theologie und Philosophie.

Was Bibel und Dogmatik vom Verhältnis zwischen Gottes- und Nächsten- liebe lehrt, gilt in gleicher Weise — weil es sich um einen konkreten Sonder- fall handelt — von Gottes- und Kindesliebe. Die „Werktagsheiligkeit“ faßt alles Wesentliche darüber kurz zusammen:

„Damit gibt der Heiland als das wesentlichste Merkmal, als das eigent- liche, durch nichts ersetzbare Kennzeichen seiner Jüngerschaft die Näch- stenliebe an, freilich nur dann, wenn sie aus wahrer Gottesliebe heraus- fließt und ständig gespeist wird. Beides, Gottes- und Nächstenliebe, sind gleichwertige Hauptgebote. ‚Das andere — das Gebot der Nächsten- liebe‘ — ‚ist diesem‘ — dem Gebot der Gottesliebe — ‚gleich‘. Die Voll- kommenheit besteht somit wesentlich in beiden, jedoch so, daß — wie der heilige Thomas sagt — die Liebe zu Gott als das primäre, die Liebe zum Nächsten als das sekundäre Element anzusprechen ist. Alle Lob- lieder auf die Liebe gelten sinngemäß sowohl der Gottes- als auch der Nächstenliebe. ‚Durch die Gottesliebe wird die Nächstenliebe erzeugt und durch die Nächstenliebe die Gottesliebe genährt‘ (Gregor der Große). ‚Wer wissen will, wieviel er Liebe Gottes habe, der untersuche nur, wieviel er Liebe gegen den Nächsten habe. Beide sind gleich groß, beide werden miteinander geboren, wachsen miteinander, werden mit- einander vollkommen, leben und sterben miteinander‘ (Pergmayer). Hätte der Mensch alle Tugenden und Eigenschaften, aber nicht die Liebe, so wäre er nichts, ‚eine klingende Schelle und ein tönendes Erz‘ (1 Kor 13). Umgekehrt aber hat er alle Tugenden, wenn er die wahre

Liebe sein eigen nennt. Denn so belehrt uns der Apostel: ‚Die Liebe ist langmütig, ist gütig, die Liebe ist nicht eifersüchtig‘ (1 Kor 13, 4 ff.). Ja, unter einem gewissen Gesichtspunkt ist die Nächstenliebe sogar noch wichtiger als die Gottesliebe. Sie gibt der Gottesliebe einen sichtbaren Gegenstand. Darum kann Johannes auch sagen: ‚Wir lieben Gott, weil er uns zuvor geliebt hat. Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, seinen Bruder aber haßt, so ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht. Ja, dieses Gebot haben wir von ihm: Wer Gott liebt, muß auch seinen Bruder lieben‘ (Joh 4, 19–21). Die Geisteslehrer machen darauf aufmerksam, daß wir wegen dieses inneren Zusammenhangs zwischen Gottes- und Nächstenliebe willkommene Gelegenheit haben, unsere Schulden Gott im Nächsten anzutragen.“

Die Philosophie kleidet das Weltregierungsgesetz in die kurze Form: Deus operatur per causas secundas. Wie und weil Gott durch Zweitursachen zu wirken pflegt, weil er uns auch durch Zwischendinge und Zwischenwerte an sich ziehen will, darum spricht man von einer Reiz-, Weiterleitungs- und Enttäuschungsfunktion von Dingen und Menschen. Bonaventura nennt alles Geschaffene „manutergium Dei“ (eine Handreichung Gottes), Augustinus „nutus Dei“ (einen Wink, einen Gruß Gottes). Das sind Grundwahrheiten, die als tragfähige Grundlage angesprochen werden müssen für eine brauchbare Welpriester- und Laienaszese. Die Werktagsheiligkeit gibt den Grund dafür an:

„Wer draußen lebt, kann den Geschöpfen, den Dingen nicht ausweichen. Auf Schritt und Tritt begegnet er ihnen. Er ist ihren Einflüssen stärker ausgesetzt als Ordensleute und soll sie selber wiederum beeinflussen und gestalten. Darum ist prophetische Dinggebundenheit eine der wichtigsten Forderungen für den Werktagsheiligen in der Welt. Das weiß der hl. Franz von Sales. Deshalb legt er soviel Gewicht auf diese edle Kunst. Sorgfältig unterscheidet er aber dabei immer das Denken an Gott und das dadurch geweckte liebende Aufseufzen zu Gott . . . Dann beschreibt der Heilige in seiner Weise die prophetische Dinggebundenheit: Zu diesem Denken an Gott und zu diesem Aufseufzen ‚laden alle Dinge sie ein; es gibt kein Geschöpf, das ihnen des Geliebten Lob nicht verkündigt; alles, was auf der Welt ist, spricht ihnen in stummer, aber sehr verständlicher Sprache von ihrer Liebe; alles erweckt sie zu frommen Gedanken, aus welchen dann die Erhebungen des Herzens und die Seufzer zu Gott sich erzeugen.‘ Die vielen anregenden Beispiele, die sodann aus Kirchen- und Heiligengeschichte angeführt werden, zeigen alle, wie dieses Denken an Gott und seine Eigenschaften und Absichten

...die Seele zum Lieben und Leben entzündet. Es ist also bloß ein Teil, vielleicht der geringere Teil echter prophetischer Dinggebundenheit, wenn die Geschöpfe uns an Gott und Göttliches erinnern; sie müssen und sollen auch gleichzeitig unser Herz und unseren Willen für Gott gewinnen.“

Das Doppelgesetz gibt der christlichen Familie strahlenden, übernatürlichen Glanz, herzliche Wärme, sicheren Halt und ewige Dauer. Liebe, die nicht in Gott gegründet ist und nicht zum ihm zurückflutet, zerbricht und erstirbt mit der Zeit. Aus dem seelischen Ineinander wird langsam, aber sicher ein seelisches Neben- und letzten Endes ein Gegeneinander. Das Heim wird zum Kosthaus, zur Kaserne, zur Räuberhöhle, zur Hölle. Daraus schließe man, daß es sich hier nicht um Kleinigkeiten handelt, sondern um wesentliche Lebensfragen, um Rettung des Abendlandes. Alle Einsichtigen sehen in Erneuerung der christlichen Familie die dringendste Zeitaufgabe. Wer die geschilderten feinsten Lebensvorgänge nicht sieht oder gar leugnet, ist ein Zerstörer der Familie, ist ein Totengräber und kein Geburtshelfer des christlichen Abendlandes.

Wie bei jeder christlichen Nächstenliebe verhält es sich auch mit der Kindesliebe. Man liebt Gott im Menschen und den Menschen in Gott. Gott ist also und Gott bleibt der Gegenstand der Kindesliebe in allen Stadien, solange sie christlich ist.

Das Doppelgesetz läßt uns katholische Heiligenverehrung richtig verstehen, gläubig beurteilen und ehrfürchtig werten. Sie ist Ausdruck und Mittel, niemals aber Gegner echter tiefer Gottesverehrung. Das ist nur da der Fall, wo die Übertragung eine rein mechanistische ist. Das darf aber beim katholischen Volk niemals angenommen werden, auch dann nicht, wenn es nach außen so scheint. Ich weiß nicht, wie es manchen deutschen katholischen Volksführern zu Mute wäre, wenn sie südamerikanische Frömmigkeit an Ort und Stelle studieren dürften, wenn sie die weit, weit ausgebreitete, alles überwuchernde Heiligenverehrung von Volk und Führern, von Klerus und Laien auf sich wirken ließen. Sie würden sich wahrscheinlich schütteln, alles fragwürdig finden, wenn nicht gar als Götzendienst erklären. Und doch ist das nicht der Fall. Das Doppelgesetz gibt uns den Schlüssel zur Erklärung an die Hand. Das Volk denkt und empfindet organisch. Es ist nicht verbildet.

Besonders helles Licht fällt durch dieses Doppelgesetz auf die Marienverehrung. Weil Gott seine Eigenschaften in denkbar höchstem Grade auf das „negotium saeculorum“ („Beschäftigung der Jahrhunderte“) übertragen

hat, auf das „Opus Dei, quod omnia alia opera Dei maxime antegreditur“ („Werk Gottes, das alle anderen Werke Gottes in höchstem Maße übertrifft“), ist es selbstverständlich, daß warmblütige katholische Kindesliebe in ähnlicher Weise ihre Gottesliebe in Form einer Hochverehrung auf sie überträgt, um so sicherer wieder in ihn einmünden zu können.

Katholische Frömmigkeit ist ganz und gar auf Ganzheit eingestellt. Sie denkt, lebt und liebt immer organisch. Organische Denkweise ist allein fähig, sie ganz in sich aufzunehmen und heilbringend zu lehren. Mechanistische Art ist stets in Gefahr, zu fälschen und in Irrtum zu führen, „Häretiker des praktischen Lebens“ zu werden, zu großem Schaden für die unsterblichen Seelen, für Kirche und Vaterland. In Zeiten, wo ein mechanistisches Welt-, Gesellschafts und Menschenbild einen unvorstellbar großen Siegeszug durch die Welt antritt, kann sie nicht ernst genug genommen werden. Sie raubt dem Katholizismus die Lebensfülle und Widerstandskraft, die er im Kampf mit dem Weltfeind dringend notwendig hat. Wenn hier nicht zeitig eine umfassende und tiefgreifende Reform einsetzt, fällt das Abendland der drohenden Katastrophe zum Opfer.

Mechanistische Denkart ist ein trauriges Erbe des philosophischen Idealismus, das sich in religiöser Verbrämung in vielen, sonst aner kennenswerten Strömungen — ich denke an manche Zweige der liturgischen Bewegung — festgesetzt hat und ihre volle Durchschlagskraft mindert. Es gibt katholische Volksführer, die für sich persönlich organisch denken, lieben und leben, in ihrer Lehre sich aber, um Übelstände im christlichen Raum abzustellen oder aus anderen Gründen, so mechanistisch geben, daß ihre Gefolgschaft schweren Kämpfen entgegengieht. Deren Seele ist nicht mehr so urwüchsig und gesund, daß sie eine falsche oder zweifelhafte und einseitige Lehre ohne bedenklichen Schaden vertragen kann. Es gibt Erzieher, die sich lustig machen über Kreuzweg und Rosenkranz, ihn aber selber treu beten, wie sie es von Kindheit an gelernt. Ihre Schüler übernehmen nicht die Praxis des Betens, sie nehmen bloß die abfällige Kritik mit.

Mechanistisches Denken löst sich vom Leben. Tritt es formend hinein ins Leben, so zerstört es das Leben. Wie Klages in seiner Philosophie die Konsequenz gezogen hat aus den Folgen des philosophischen Idealismus, wie er den früher angebeteten Geist als Todfeind des Lebens gebrandmarkt und so den Vitalismus auf den Plan gerufen hat, so wird sich mechanistisches Denken in religiösen Kreisen mehr und mehr als Feind gesunden katholischen Lebens ausweisen, es wird dem religiösen Irrationalismus und betäubenden Mystizismus den Weg bahnen und dem Bolschewismus ohne sonderliche Widerstände zum Opfer fallen. Es ist aner kennenswert, wenn

die Verkündigungstheologie hier Wandel schaffen will. Damit ist das Übel aber nicht an der Wurzel gefaßt und ausgehoben.

Es mag Wissenschaften geben, die sich gefahrlos vom Leben lösen können. Ihre Träger mögen absonderlich werden und wirken und den Humor der Umgebung wecken. Wissenschaften, die gesinnungsbildend sind, dürfen sich so nicht geben, sie dürfen sich niemals vom Leben lösen, sonst können sie das Leben nicht gottgefällig formen. Organisches Denken sieht nicht nur ein Lebensgebilde in sich als ganzes, es trägt auch den organischen Wachstumsgesetzen Rechnung. Ein Organismus wächst langsam, von innen heraus, aus einer organischen Ganzheit in eine organische Ganzheit, gleichzeitig, aber nicht gleichmäßig. Es würde zu weit führen, wenn wir diese Gesetze im einzelnen auf das praktische Leben anwenden wollten.

Der unmittelbare Träger der Kindesliebe ist, wie bei jeder Liebe, der Wille. Darüber ist kein Zweifel. Die Schwierigkeit beginnt, wo das Verhältnis zwischen Liebe und Gefühl, zwischen Willensliebe und Affektliebe bestimmt werden soll. Dem Psychologen begegnen hier drei Probleme. Das eine beschäftigt sich mit der Art, das andere mit der Größe, das dritte mit der Grenze der inneren Verbindung zwischen beiden.

Franz von Sales nimmt zum ersten eindeutig Stellung. Er hält die Verbindung zwischen beiden für selbstverständlich und normal. Mit spürbarer Spitze erklärt er: „Ein Herz, das keine Erregung und kein Gefühl hat, hat auch keine Liebe. Ebenso ist es umgekehrt: Ein Herz das Liebe hat, ist nicht ohne affektive Erregung.“

Wie Franz zu dieser Auffassung kam?

Wie in vielen Fragen, so war auch hier das praktische, alltägliche Leben sein Lehrmeister, und das zeigte ihm überall Liebe mit Affekt und keine Liebe ohne Affekt. Wenigstens war das der Normalfall. Von da aus lernte er das Wort des Heilandes besser verstehen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ So wurde ihm klar, daß Christus sich nicht mit einer gefühllosen Willensbildung begnügt. Er verlangt Liebe von höchster Innigkeit, die alle Glut und Wärme des Herzens auffängt und zu Gott und in Gott zum Nächsten hinordnet. Solche Erkenntnis gab Franz willkommene Gelegenheit, seinem Lebenswerk einen wertvollen Baustein einzufügen. Seine Sendung lag darin, eine Frömmigkeit zu lehren und zu leben, die nach keiner Seite das edle Menschentum verkümmern lassen will. Naturerhöhung war ihm der wirksame Weckruf zu allseitiger Naturvollendung, die freilich nicht möglich war ohne entsprechende Naturopferung. Durch diese innige Verbindung von Natur und Gnade wollte er die Natur empfänglicher machen für das Göttliche und durch ständige Wechselwirkung den christlichen Edel-

menschen, den christlichen Humanisten schaffen. Pius XI. hat ihn in seiner Erziehungsenzyklika als das große Erziehungsziel für die heutige Zeit gekündet. Es dürfte der beste Empfehlungsbrief christlicher Frömmigkeit für die Welt sein und das kraftvollste Bollwerk gegen den gefährlichen Massen- und Filmmenschen.

Franz will also nicht Trennung von Wille und Gefühl, sondern möglichst innige organische Verbindung zwischen beiden. Daß andere anderer Meinung waren, störte ihn nicht.

Er ließ sich auch nicht irremachen durch die übliche Anwendung der scholastischen Lehre. Danach gibt es nur zwei geistige Fähigkeiten: Verstand und Wille. Der Wille ist der Träger Liebe, das Gefühl wird lediglich als Begleiterscheinung aufgefaßt, die eine Nebenrolle spielt. Franz schloß sich dieser Theorie an, nicht aber der gebräuchlichen Ausdeutung. Für außergewöhnliche Fälle war sie für ihn eine glückliche Lösung. Es gibt ja Situationen, wo das Gefühl vollkommen ausgedörrt ist, wo seelische Erschütterungen den ganzen Menschen in Verwirrung bringen. Das ist aber kein Hindernis für vollkommene Liebe, im Gegenteil, sie kann unter Umständen in solchen Situationen vollkommener sein, als wenn das Gefühl mitklingt. Die öffentliche Meinung verallgemeinerte und verabsolutierte mit der Zeit diese außergewöhnlichen Fälle. Sie bewertete das Gefühl sehr gering und vernachlässigte seine Erziehung. Auch das Volk wurde in diesem Sinne erzogen. Wo Predigt und Katechese von Reue sprachen, begnügte man sich mit einigen trockenen Motiven für den Willen. Das Gefühlsleben blieb vollständig brach liegen. Die Folge war eine doppelte: eine theoretische und praktische. Es entstand eine neue philosophische Theorie als Advokat des vernachlässigten und verachteten Affektlebens. Sie lehrte drei Seelenkräfte: neben Verstand und Wille das Gefühl. Das war die Rache des Verfolgten und Verachteten. Im praktischen Leben ging die Rache noch weiter. Das nicht beachtete, nicht erzogene, von Religion, von Gottesliebe nicht aufgefangene und geformte Gefühl ging seine eigengesetzlichen Wege, ließ sich nur von sinnlichen Objekten bestimmen und lief den Stimmen nach, die die meiste sinnliche Befriedigung versprachen. So klappte allmählich im Abendland vielerorts ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen geistig-göttlicher Liebe, zwischen „amor spiritualis“ und „amor sensibilis“. Damit war das Tor weit geöffnet für den hemmungslosen Siegeszug des „amor sensualis et carnalis“. Es entspann sich ein ewiger Kampf zwischen Wille und Gefühl. Das religiöse Leben verlor den Schwung, die große Inspiration; es büßte Wagemut und Hochherzigkeit ein. Das Ende vom Lied war eine schwindsüchtige Liebe und Verarmung der Persönlichkeit. So erklären sich die schwächlichen Leistungen in Innenleben und Apostolat.

Franz bewertet das Gefühl im religiösen Leben ganz anders. Er stand voller Bewunderung vor der Größe einer gesunden Verbindung zwischen Willens- und Affektliebe. Er verlangte, daß das Gefühl an den Wagen der geistigen Liebe gespannt würde, damit es, feurigen Rossen gleich, ihn kraftvoll nach oben zieht. So gab er der Liebe Flügel, dem Charakter Fülle und Ausgeglichenheit, adelige Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft.

Er hielt mit den Scholastikern fest an der Theorie von den zwei Seelenfähigkeiten. Tiefere Überlegung sagte ihm aber, daß normalerweise starke Liebesakte wegen der Einheit der menschlichen Natur eine entsprechende Reaktion im Gefühlsleben hervorbringen müssen. Außergewöhnliche Belastungen — wie etwa Depressionen — als Ausnahme bestätigen nur die Regel. Die Beobachtung des gewöhnlichen Liebeslebens im Alltag ergab, wie wir bereits gesehen, dasselbe Resultat. Damit war für ihn die Anwendung auf die göttliche Liebe selbstverständlich.

So kam es, daß er in der Erziehung und Selbsterziehung viel Gewicht legte auf das Auffangen des Gefühls und seine unzerreißbare Bindung an die Liebe, an Gott. Dadurch bewahrte er sich und seine Gefolgschaft vor ungewein vielen Verirrungen des Gefühls, erreichte in ungezählt vielen Fällen eine wundersame Harmonie des Charakters, nicht leicht versiegende religiös-sittliche Schwung- und Tatkraft, schlichte Unbefangenheit des ganzen Wesens und tiefes Eingetauchtsein in eine alles erfüllende übernatürliche Atmosphäre.

Es war ihm nicht unbekannt, daß die Einheit zwischen Wille und Gefühl bestimmte Grenzen kennt. Sie steht ja nicht allein in der Macht des Willens und der Gnade. Es spielen andere Faktoren mit, vor allem die persönliche Anlage und die Art des jeweiligen unmittelbaren Objekts. Darum ist es nicht angängig, das Maß der Gefühlsbewegung schlechthin zum Gradmesser für die Größe der Liebesbewegung zu machen. Das ist und bleibt in allen Fällen die Hingabe des Willens. Die Moral kennt diesen Lebensvorgang. Sie hebt hervor, es sei sehr gut möglich und komme nicht selten vor, daß die Gefühlsliebe zum Beispiel zu Eltern, zum Gemahl, zur Gottesmutter usw. größer sei als die Gefühlsliebe zu Gott, dem höchsten Gut. Ursache dafür sei die Sinnenhaftigkeit des Objekts, die das Empfindungsleben unmittelbar anspricht, und originelle, persönliche Anlage. Das sei aber kein Hindernis, gleichzeitig Gott höher zu schätzen als alle Geschöpfe und so das Gottesgebot zu erfüllen. Wie wertvoll eine solche Unterscheidung für die heutige Seelsorge und Erziehung ist, weiß jeder, der mit den Erneuerungsbewegungen vertraut ist.

Der dritte Punkt orientiert über Stufen und Stadien der Kindlichkeit. Wir kennen und nennen ihrer drei: Wir sprechen von primitiver, von abgeklärter oder vollkommener und von heroischer Kindlichkeit.

Gemeinsam ist allen Stufen ohne Ausnahme — also der untersten wie der obersten, der primitiven wie der heroischen —, was wir von der Gesamtstruktur schlechthin gesagt haben. Das braucht nicht eigens bewiesen zu werden. Die wesentlichen Züge eines Lebensvorganges müssen in allen ihren Teilen in irgendeiner Weise wiederzufinden sein. Das heißt: In allen Stadien bleibt die Verbindung zwischen Erst- und Zweitursache unlösbar bestehen. Gott darf niemals von den Eltern und die Eltern dürfen nie von Gott getrennt werden, es sei denn, die Eltern würden sich gegen Gott stellen. Es muß nicht notwendig eine aktuelle oder virtuelle Verbindung sein, es genügt periodenweise eine habituelle. Ferner: In allen Stadien verlangt das Gefühl eine sorgfältige Pflege. Endlich: Ob das Gefühl stärker reagiert auf die Eltern oder auf Gott, liegt zunächst außerhalb des Willensbereiches. Hauptsache ist und bleibt, daß Gott der Wertschätzung nach immer an erster Stelle steht. Der Unterschied in den Graden wird nicht durch das Objekt bestimmt — es bleibt immer dasselbe: Gott und die Eltern —, sondern durch das Subjekt, genauer: durch den Grad der Ich-Gelöstheit, der Ent-Ichung.

Primitive Liebe liebt — Gott und Eltern — um des eigenen Vorteils willen. Dieser Vorteil ist der Zweck, nicht die Folge. Die Moral nennt sie Liebe des Begehrens. Die „Werktagsheiligkeit“ sagt darüber:

Die asketischen Schriftsteller „nennen den untersten Grad die Liebe des Begehrens. Auf dieser Stufe liebe ich Gott meinetwegen. Ich möchte durch die Liebe ersättigt und glücklich oder stark und reif und rein werden. Ich begehre also vor allem und zunächst etwas für mich“.

Weil diese primitive Liebe im Laufe der Jahrhunderte vielfach umstritten worden ist — man zog ihren sittlichen Wert in Zweifel —, ist eine umfassende Literatur über sie entstanden. Deshalb befaßt sich die „Werktagsheiligkeit“ zwar kurz, aber doch recht deutlich mit ihrer Bewertung und Brauchbarkeit fürs praktische Leben:

„Der Werktagsheilige hält fest, daß es hier auf Erden keine völlig uninteressierte Liebe gibt. Wohl kennt er auch die höheren Grade der Liebe. Er erstrebt sie alle mit Hilfe der Gnade, verachtet aber deswegen nicht die Liebe des Begehrens, mag sie nun als Ziel oder als Folgerscheinung des sittlichen Ringens und Strebens aufgefaßt werden. Bei vielen Menschen läßt sich vorübergehend oder gar dauernd kaum ein

anderer Grad erreichen. Es ist für sie schon viel, wenn sie Gott lieben und seine Gebote halten, um dadurch stärker, reicher, reifer, vollendeter und reiner zu werden. Auch der Heilige erlebt durch die Hingabe an Gott diese Vollendung seiner Natur, wenn sie auch nicht immer ausdrücklich als solche erstrebt wird. Der Heiland hat Selbstliebe als Maßstab für die Nächstenliebe aufgestellt . . .

Solange der Mensch ein geschaffenes und begrenztes Wesen ist, findet er nicht — wie der dreifaltige Gott — sein Genügen in sich selber. Alle seine Seins- und Liebes- und Tätigkeitstriebdrängen zu ihrer Entfaltung, Vollendung und Beseligung, zur Urquelle, zu Gott zurück. Sie sind Urkräfte der Seele, die eine gewaltige Werbekraft für die Hingabe an Gott entfalten.

Der Werktagsheilige, der immer mit beiden Füßen auf dem Boden bleibt, verwertet sie deswegen maßvoll bei seiner Selbsterziehung. In der Fremderziehung läßt er sie in Anpassung an jeweilige Seelenlage wirksam werden. So erlebt er die Wahrheit des augustinischen Wortes: „O Gott, du hast unser Herz für dich erschaffen, und unruhig ist es, bis es ruhet in dir!“

Abgeklärte oder vollkommene Kindesliebe liebt Gott um seinetwillen. Das Ich tritt zurück, Gott steht im Vordergrund. Dasselbe gilt wegen Gleichheit des Liebesobjektes von den Eltern, freilich immer in und mit Gott. Die Aszetik sagt dafür: Liebe des Wohlwollens, des Wohlgefallens und der Gleichförmigkeit.

Heroische Kindesliebe ist die höchste Stufe. Auf ihr liebt man Gott ausschließlich um seiner selbst willen und sich selbst und alles Geschaffene nur wegen Gott. Augustinus verlangt diesen Grad von allen Christen, die vollkommen werden wollen. St. Bernhard ist der Meinung, nur wenige Menschen würden ihn hier auf Erden erreichen. Franz von Sales stellt ihn unbedenklich in den Mittelpunkt seines ganzen Systems. Dieser Grad ist identisch mit unserer Inscriptio. Das Wort ist aus dem Sprachschatz des hl. Augustinus entnommen und besagt heroische Herzensverschmelzung zwischen Mensch und Gott.

Löst heroische Kindesliebe sich im Sinn mechanischer Weiterleitung vom menschlichen Transparent, so verdient sie früher oder später den Vorwurf, den Voltaire den Ordensleuten macht: Sie seien Menschen, die zusammenkommen, ohne sich gekannt zu haben; die beieinander leben, ohne sich zu lieben; die auseinandergehen, ohne es zu bedauern; die sterben, ohne sich zu beklagen.

Der vierte Punkt antwortet auf die Frage nach brauchbaren Anknüpfungspunkten für die Erziehung zum Kindsein vor Gott.

Ich beschäftige mich mit dem normalen Anknüpfungspunkt für das Kindsein vor Gott. Das ist das Kindsein Menschen gegenüber. So entspricht es dem gewöhnlichen Lauf der Dinge. Die natürliche Ordnung ist auf die übernatürliche hingeeordnet. Erlebnisse in der natürlichen bereiten Verstand und Gemüt für übernatürliche Erkenntnisse und Erlebnisse vor. Darauf weist Pestalozzis Spinnengleichnis recht sinnvoll hin. Das praktische Leben beweist dasselbe ungezählt viele Male. So übertragen wir instinktiv unser menschliches Vaterbild und Vatererlebnis auf Gott. Ähnlich verhält es sich mit dem Mutterbild und Muttererlebnis und dem Marien- und Kirchenbild. Das Gesetz der organischen Übertragung und Weiterleitung erhält dadurch einen vertieften Sinn und eine entwirrende Anwendungsmöglichkeit. Wir bewundern des hl. Augustinus Auffassung von der Mutterschaft der Kirche. Maßgeblich dafür war zweifellos die Lehre der göttlichen Offenbarung. Nicht unbedeutend mitgewoben hat an dem wunderbaren Gewebe aber auch sein natürliches Mutterbild. Guardini macht in einer Studie („Die Bekehrung des Aurelius Augustinus“) lichtvoll auf diesen Zusammenhang aufmerksam . . .

Solch vertiefte psychologische Erkenntnisse weisen unserem Geist die Richtung für die Beantwortung der Frage: Woher kommt es, daß das Vaterbild Gottes im Abendland bis zur Unkenntnis verzeichnet, in ungezählt vielen Fällen ganz ausgewischt ist? Der Gründe gibt es ohne Zweifel viele. Man denkt unwillkürlich an die ungeheuerliche Belastungsprobe durch die heutigen Katastrophen. Man weist hin auf die vielfache theologische und biblische Unkenntnis, auf Mangel an tiefer Erfassung des salesianischen Weltgrundgesetzes der Liebe, das zum Lebensgesetz der Heiligen geworden ist. Es gibt noch manche andere Erklärung. Ein Hauptgrund ist der Mangel an echten Kindserlebnissen in der natürlichen Ordnung. Nietzsche meint, das Fehlen von Kinderländern zurückführen zu müssen auf die betäubliche Tatsache, daß es keine Mutter-, keine Vaterländer mehr gäbe.

(1949)

**„Euthanasie“ auf dem Vormarsch**

In der Aprilnummer 1973 dieser Zeitschrift, vor anderthalb Jahren also, hieß es im Zusammenhang eines Berichtes über „Abtreibung und Euthanasie“: „Es ist nicht zufällig, sondern im Gegenteil bezeichnend, daß gegenwärtig mit der Abtreibung auch die sogenannte Euthanasie wieder ins Gespräch kommt.“ Inzwischen sind die Dinge in einer den Christen alarmierenden Weise weiter gediehen. Die Parlamente Österreichs und der Bundesrepublik Deutschland haben im Laufe des letzten Jahres die Gesetze ihrer Länder so geändert, daß die Tötung des Menschen im Mutterleib innerhalb der ersten drei Monate nach der Empfängnis fortan erlaubt ist, und zwar ohne entsprechende Indikationen, das heißt: auch dann, wenn sie vollkommen willkürlich geschieht. Es kann bei der gegenwärtigen religiösen, moralischen und psychologischen Großwetterlage in Europa und anderswo nicht ausbleiben, daß andere Länder diesen „fortschrittlichen“ Beispielen folgen werden.

Parallel dazu geht auch die Diskussion um die Euthanasie, verstanden als willkürliche Beendigung des menschlichen Lebens kräftig voran. In den Vereinigten Staaten und in Großbritannien sind „Euthanasiegesellschaften“ entstanden, die ihre Sache mit großer Zielstrebigkeit betreiben und offenbar immer mehr Zulauf haben. Es erscheinen Bücher, die die Abkürzung des Lebens auf Verlangen als Wohltat hinstellen und die „Freiheit zum Tode“ fordern (so der Titel eines Buches von Paul Moor, erschienen bei Rowohlt). Zeitungsartikel melden, daß es heute schon viele Ärzte geben soll, die ihren Patienten „die extreme Zerstörung der physikalischen Existenz“ auch „außerhalb der Legalität“ ersparen, und als ein Anzeichen dafür, wie sehr die Hemmungen in dieser Hinsicht zu fallen beginnen, muß man es bewerten, wenn jüngst ein anglikanischer Pfarrer namens Anthony Hart-Synnot, Seelsorger von St. Albans bei London, im Kirchenblatt seiner Gemeinde mitteilte, daß seine beiden inzwischen verstorbenen Tanten vor Jahren drei kranke Menschen aus Mitleid „ins Jenseits befördert“ hätten. Der Pfarrer selbst gehört zu den bekanntesten Befürwortern einer Legalisierung der „Euthanasie“ in Großbritannien.

**Umfrageergebnisse**

Über den Stand der Stimmung gegenüber der „Euthanasie“ in der Bundesrepublik Deutschland (einschließlich West-Berlin) informieren die vor einiger Zeit veröffentlichten Ergebnisse von Meinungsumfragen, die das Institut für Demoskopie in Allensbach/Bodensee seit 1969 durchgeführt

hat. Ob der berüchtigten „Euthanasie“-Programme zur Zeit des Dritten Reiches konnte man der Meinung sein, daß die neuerliche Propagierung der „Euthanasie“ in der deutschen Bevölkerung weithin auf entschiedene Ablehnung stoßen würde. Doch dem ist keineswegs so — im Gegenteil: ein erschreckend hoher Prozentsatz der Befragten stimmte z. B. dem „Tod auf Verlangen“ zu: 53 %. Das bedeutet: Jeder zweite Bundesbürger ist der Ansicht, daß ein Schwerkranker das Recht haben solle, den Tod zu wählen und zu verlangen, daß der Arzt ihm eine tödliche Spritze verabreicht. Eine Meinungsumfrage in der Schweiz im Herbst 1973 hatte im übrigen das gleiche Ergebnis erbracht.

Schauen wir uns die Ergebnisse der Umfragen etwas genauer an!

Drei Fragen waren den Befragten vorgelegt worden. Bei der ersten ging es um die Einstellung zur Linderung der Schmerzen und zur Erleichterung des Sterbens durch Rauschmittel. Das Ergebnis lautete: 56 % dafür, 30 % dagegen, 11 % unentschieden, 3 % andere Antworten.

In der zweiten Frage handelte es sich um den „Tod auf Verlangen“. Hierbei waren 53 % der Auffassung, daß dieser „Tod auf Verlangen“ gesetzlich erlaubt werden sollte, 33 % waren dagegen, 14 % konnten sich nicht entscheiden.

Die dritte Frage wollte herausfinden, wie man zu einer Tötung der unheilbar Geisteskranken eingestellt sei. Darauf antworteten 38 % mit Ja, 38 % mit Nein, 24 % blieben unentschieden.

#### *Speziell bei Katholiken*

Bei den Meinungsumfragen hatte das Allensbacher Institut sich auch nach der Konfession und der Intensität der kirchlichen Bindung der einzelnen Befragten erkundigt. Die in entsprechender Weise aufgeschlüsselten Antworten ergaben für die katholische Bevölkerung der Bundesrepublik folgendes Bild:

- Von den Katholiken, die jeden oder doch fast jeden Sonntag zur Kirche gehen, antworteten auf die erste Frage 49 % mit Ja, auf die zweite 33 % und auf die dritte 25 %.
- Von den Katholiken, die unregelmäßig, ab und zu, zur Kirche gehen, antworteten auf die erste Frage 51 % mit Ja, auf die zweite 45 % und auf die dritte 38 %.
- Selten zur Kirche gehende Katholiken beantworteten die erste Frage zu 64 % mit Ja, die zweite zu 60 % und die dritte zu 47 %.
- Katholiken, die nie zur Kirche gehen, entschieden sich bei der ersten Frage zu 77 % mit Ja, bei der zweiten zu 61 %, bei der dritten zu 53 %.

Für Christen protestantischer Konfession lauteten die Werte im wesentlichen nicht anders. Bei der Frage nach der Tötung geisteskranker Menschen waren auch hier 25 % der regelmäßigen Kirchgänger der Meinung, das sie gesetzlich ermöglicht werden sollte. Von den übrigen Kategorien sprachen sich 36 % der unregelmäßigen Kirchgänger, 44 % der selten und 47 % der nie zur Kirche gehenden Protestanten für die Erlaubtheit der Tötung unheilbar Geistekrankter aus.

#### *Anlaß zu höchster Besorgnis*

Es ist keine Frage, daß die Ergebnisse dieser Meinungsumfragen Anlaß zu höchster Besorgnis geben. Sie erhellen zugleich in einem bestürzenden Maße die innere geistige, insbesondere auch die religiöse Situation. Drei Daten vor allem sind es, die unbedingt eine intensive Gewissenserforschung herausfordern: Die 53 % der Gesamtbevölkerung, die sich für die Erlaubtheit der „Tötung auf Verlangen“ ausgesprochen haben; die 38 %, die eine Tötung der unheilbar Geisteskranken befürworten und, speziell in christlicher Sicht, die 25 % der regelmäßigen Kirchgänger beider Konfessionen, die zu dieser Frage gleichfalls ihre Zustimmung gegeben haben. Sollten gerade die beiden letzten Prozentzahlen tatsächlich repräsentativ sein, so hieße das, daß fast zwei Fünftel der Gesamtbevölkerung und ein Viertel der regelmäßigen Kirchgänger die Tötung der Geisteskranken zur Zeit des Dritten Reiches billigen würden.

#### *Motive*

Sucht man nach den Gründen, die diese erschreckenden Ergebnisse ermöglicht haben und erklären, so dürfte an erster Stelle auf ein Motiv zu verweisen sein, das eine ausschlaggebende Rolle spielt: auf den Verlust des transzendenten christlichen Verständnisses des Menschen und des menschlichen Lebens. Die Sicht des Menschen als Geschöpf Gottes ist unleugbar in einem rapiden Abnehmen begriffen, man erkennt in ihm nicht mehr das Bild Gottes, man glaubt und hofft nicht mehr, daß der Mensch für die ewige Gemeinschaft mit Gott bestimmt ist. Stattdessen greift ein rein diesseitiges Verständnis des Menschen immer verderblicher um sich. Daraus resultiert eine Reihe von Folgen: Der Mensch hat keine Instanz über sich, der er verantwortlich wäre, vielmehr ist er selbst — sei es als Individuum oder als Gesellschaft — der unumschränkte Herr des menschlichen Lebens. Ferner: Der Wert des Menschen und seines Lebens kann demgemäß nicht mehr von seiner Gottbezogenheit konstituiert werden, er hängt wesentlich von Leistung und Genuß ab. Wenn die Fähigkeit zu dem einen wie zu dem anderen abnimmt oder wie im Falle der unheilbar Geisteskranken gar nicht erst gegeben ist, hat das Leben keinen Wert und keinen Sinn mehr.

Ein anderes Motiv hängt mit dem rein diesseitigen Verständnis des Menschenlebens und seiner Ausrichtung auf Leistung und Genuß eng zusammen: es ist das, was man den Kult der Jugend nennen kann. Wohin man blickt, ist Jugend Trumpf, und wenn eine Sehnsucht auch im modernen unchristlichen Menschen lebendig zu sein scheint, dann ist es die Sehnsucht nach Jugend — im Grunde nach nie alternder, ewiger Jugend. Wiederum gilt: Sobald in dieser Hinsicht keine Hoffnung mehr besteht, weiß man nicht mehr, wofür man lebt.

Der Kommentar zu den Allensbacher Ergebnissen in der „Herder-Korrespondenz“ (April 1974, S. 177) weist auf ein drittes, „verstärkendes Motiv“ bei der Zustimmung zum „Tod auf Verlangen“ hin: auf das Alleinsein, die Vereinsamung. Vereinsamte und daher oft unglückliche Menschen neigen eher dazu, den Gedanken einer Verkürzung des Lebens zu erwägen als solche, die in eine Gemeinschaft integriert sind. In diesem Zusammenhang ist das Verschwinden der Großfamilie zu beachten, in die der alternde Mensch früher eingebettet war und in der er auch in seinen alten Tagen durchaus den Wert und Sinn seines Lebens erfahren konnte. Die moderne Industriegesellschaft dagegen kennt im allgemeinen nur mehr die Kleinstfamilie. Der alternde Mensch bleibt sich selbst überlassen, er gerät in die Isolation und in die Gefahr des Lebensüberdrusses.

Niemand kann angesichts der durch die Meinungsumfragen deutlich gemachten Tatsachen übersehen, welche Aufgaben hier der Seelsorge gestellt sind, und zwar vor allem einer Seelsorge, die sich entschieden wieder der vertikalen Dimension des Menschen annimmt. Es zeigt sich, daß die seelsorgerliche Betreuung der vertikalen Dimension, für das heute allzu gering eingeschätzte „Heil der unsterblichen Seele“, keineswegs nur der Rettung für das Jenseits dient, sondern genauso für die Rettung und das Heil des Menschen und der Menschheit im Diesseits unentbehrlich ist.

#### **Weltbevölkerungsjahr 1974**

Am 11. Dezember 1970 beschloß die Vollversammlung der Vereinten Nationen, das Jahr 1974 zu einem „Weltbevölkerungsjahr“ zu erklären. Vorausgegangen war ein Beschluß des Wirtschafts- und Sozialrates der UNO, 1974 in Bukarest den dritten Weltbevölkerungskongreß zu veranstalten, nachdem der erste 1954 in Rom und der zweite 1965 in Belgrad stattgefunden hatte. Anlaß zu beiden Beschlüssen war die Beunruhigung über das beschleunigte Anwachsen der Weltbevölkerung, und sowohl das Weltbevölkerungsjahr wie der Weltbevölkerungskongreß sollte die Aufmerksamkeit der ganzen Welt, besonders der politisch und geistig Führenden auf dieses Phänomen lenken. Man hoffte, ein Klima zu schaffen, um den von diesem Wachstum verursachten Problemen steuern zu können.

## *Das Wachstum der Weltbevölkerung*

Tatsächlich hat sich die Bevölkerung der Erde in den letzten zweihundert Jahren in einem Maße vermehrt und vermehrt sich noch immer mehr, daß man an einem ernsthaften und umfassenden Bedenken dieser Entwicklung nicht vorbeikommt. Wissenschaftler, die sich damit befaßt haben, vertreten die Ansicht, daß das beschleunigte Wachstum der Weltbevölkerung schon jetzt das Problem Nr. 1 für die ganze Menschheit darstelle. Paul R. Ehrlich, Professor an der Stanford-Universität in den USA und Autor des Buches „Die Bevölkerungsbombe“, hat jüngst in einem Interview mit dem Nachrichtenmagazin „Newsweek“ (2. September 1974) geäußert, es sei höchst unwahrscheinlich, daß wir die beiden nächsten Jahrzehnte wegen des Bevölkerungsdrucks ohne ein größeres Desaster, das den Tod von Hunderten von Millionen Menschen mit sich bringen werde, überstehen können.

Im Jahre 1800 zählte die Erde, wie man nachgerechnet hat, etwa 900 Millionen Menschen. Im Jahre 1830 wurde die Milliardengrenze erreicht. 1900 bevölkerten 1,6 Milliarden Menschen die Erde; 1950 waren es 2,1 Milliarden. 1960 wurde die Drei-Milliarden-Grenze überschritten. Gegenwärtig sind es 3,9 Milliarden, die die Erde bewohnen; 1980 werden es voraussichtlich 4,46 Milliarden und im Jahre 2000 6,13 Milliarden sein. Die jährliche Wachstumsrate beträgt in den fortgeschrittenen Ländern 1%, in den Entwicklungsländern 2,4%. Das bedeutet, daß sich die Erdbevölkerung, von 1974 ab gerechnet, in den nächsten 35 Jahren verdoppeln wird — immer vorausgesetzt, daß die Verhältnisse sich nicht wesentlich ändern.

Die Fragen, die sich angesichts solcher Prognosen stellen, liegen auf der Hand: Kann man dieser Entwicklung freien Lauf lassen? Muß man nicht befürchten, daß die Erdbevölkerung eines nicht mehr fernen Tages so zahlreich ist, daß die Vorräte an Energie und Lebensmitteln nicht mehr ausreichen, um sie am Leben zu erhalten? Weite Teile der Erdbevölkerung leben bereits jetzt ständig an der Grenze des Existenzminimums bzw. darunter und sind dem Hungertode preisgegeben.

### *Zwei Grundpositionen*

In der Diskussion über diese Fragen haben sich zwei Grundpositionen herausgebildet.

Die eine geht zurück auf den anglikanischen Geistlichen Thomas R. Malthus und sein 1789 veröffentlichtes Hauptwerk „An Essay on the Principles of Population“ und wird deshalb auch „Malthusianismus“ genannt. Ihre zentrale These heißt: Die Bevölkerung der Erde hat die Tendenz, sich schneller zu vermehren als die Mittel, die zu ihrem Unterhalt zur Verfügung stehen. Deshalb muß, wenn man einer Katastrophe vorbeugen will, auf das

Wachstum der Weltbevölkerung ein direkter und geplanter Einfluß genommen werden. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge müsse unbedingt das Null-Wachstum, die Verhinderung jeglicher Zunahme der Weltbevölkerung also, zum Ziel gesetzt werden. Vertreter und Befürworter dieses Standpunktes sind nicht nur Einzelpersonen wie der schon genannte amerikanische Biologieprofessor Paul R. Ehrlich mit seinem Buch „Die Bevölkerungsbombe“ oder Dennis Meadows, der Herausgeber der 1972 unter der Förderung durch den „Club of Rome“ veröffentlichten Arbeit „Die Grenzen des Wachstums“, sondern auch mächtige Institutionen wie die amerikanische Entwicklungsbehörde AID, die Rockefeller-Stiftung und die International Planned Parenthood Federation (IPPF).

Die zweite Grundposition widerspricht der soeben kurz skizzierten ersten. Das Mißverständnis zwischen der Bevölkerung der Erde und der für ihren Unterhalt nötigen Mittel entstehe nicht dadurch, daß die Bevölkerung sich zu rasch vermehrt, sondern sei in ökonomischen, gesellschaftlichen und technologischen Schwierigkeiten begründet. Das Problem heiße nicht Überbevölkerung, sondern ungleichmäßige Verteilung der Güter im nationalen und internationalen Rahmen. Es sei falsch, das wirtschaftliche Wachstum bremsen zu wollen; vielmehr werde sich durch eine wachsende Industrialisierung der Entwicklungsländer die Bevölkerungsfrage sozusagen automatisch lösen, wie ja auch der Industrialisierungsprozeß in den hochentwickelten Ländern Europas und Amerikas sowie in Japan und Australien zu einer erheblichen Verlangsamung des Bevölkerungswachstums geführt habe. Verfechter und Anwälte dieser Position aus jüngster Zeit sind Prof. Wilfred Beckermann von der Universität London mit seiner Publikation „Zur Verteidigung des wirtschaftlichen Wachstums“ und B. Bruce-Briggs vom New Yorker Hudson-Institut. Zu den Prognosen der Neo-Malthusianer meint Prof. Beckermann: Sie fütterten ihre Computer mit pessimistischen Daten, die daraufhin natürlich nur pessimistische Ergebnisse produzieren. Nach Ansicht von Bruce-Briggs gibt es auf der Erde soviel Lebensmittelvorräte, daß nicht weniger als 30 Milliarden Menschen auf der Höhe des jetzigen US-amerikanischen Durchschnittsverbrauchs ernährt werden könnten.

#### *Zielsetzung des Kongresses*

Für den Weltbevölkerungskongreß hatte man sich zwei große Aufgaben gestellt: eine mehr theoretisch-wissenschaftliche und eine politisch-praktische. Im Rahmen der ersten sollten die gegenwärtigen Bevölkerungsbewegungen in ihrer Auswirkung auf die Zukunft einem genaueren Studium unterzogen werden, ebenso das Verhältnis von Bevölkerungsveränderung und wirtschaftlich-sozialer Entwicklung, das Verhältnis zwischen

Bevölkerung, natürlichen Vorräten und Umwelt und schließlich die Beziehung zwischen Bevölkerung, Familie und Einzelmensch.

Die zweite Aufgabe zielte auf die Erarbeitung und Verabschiedung eines „Weltbevölkerungs-Aktionsplanes“. Vor allem die Vereinigten Staaten und mit ihnen die meisten Industrienationen des Westens hatten die Absicht, in diesem „Aktionsplan“ präzise direkte Maßnahmen zur Eindämmung des Weltbevölkerungswachstums festzulegen.

#### *Teilnahme der Kirche*

Zu den Staaten, die zu dem Kongreß nach Bukarest eingeladen worden waren, gehörte auch der Vatikan. Die vatikanische Delegation umfaßte zehn Mitglieder unter der Leitung des Vorsitzenden der päpstlichen Familienkommission, des früheren Bischofs von St. Paul/Kanada, Eduard Gagnon. Beigeordneter Delegationsleiter war der Sekretär des päpstlichen Rates „Cor Unum“, der bekannte Schweizer Dominikaner Henri de Riedmatten.

In die Vorbereitung der Bukarester Konferenz hatte der Hl. Stuhl sich schon seit längerem eingeschaltet, so durch ein Dokument der päpstlichen Familienkommission, das im Oktober 1973 an alle Bischofskonferenzen der Welt verschickt worden war.

Im März dieses Jahres nahm der Hl. Vater selbst in ausführlicher Weise zu dem Kongreß Stellung. Anlaß dazu gab ihm der Besuch der beiden für den Kongreß verantwortlichen Männer, des Generalsekretärs Antonio Carillo-Flores (früher mexikanischer Außenminister) und des Direktors des Fonds der Vereinten Nationen für Bevölkerungsaktivitäten, dem die Vorbereitung des Kongresses oblag, Rafael M. Salas, im Vatikan. Zwar konnte der Papst wegen einer plötzlichen Erkrankung die Besucher nicht empfangen; er ließ ihnen aber durch Kardinalstaatssekretär Villot den Text der Ansprache überreichen, die er bei der Audienz hatte halten wollen.

Darin betonte Paul VI., wie wichtig es bei einer so bedeutsamen Frage wie der Thematik des geplanten Kongresses sei, auf die genuine Lehre der Kirche zu achten. Das Problem des Bevölkerungswachstums könne nicht dadurch gelöst werden, daß man es auf statistische und ökonomische Kontroversen reduziere. Überhaupt genüge eine materialistische Auffassung nicht. Alle Programme, die man zu entwickeln gedenke, müßten im Dienste des Menschen stehen. Die Kirche Sorge sich sehr darum, daß die angeborene Würde und Freiheit der menschlichen Person nicht in Frage gestellt werde. So dürfe es nicht dahin kommen, daß etwa die staatliche Autorität bestimme, wieviel Kinder ein Ehepaar haben könne.

Die Ansprache des Papstes war offenbar nicht nur an die zwei Funktionäre

der UNO gerichtet, sondern ebensowohl an ein innerkirchliches Publikum. Das zeigte sich besonders deutlich, als er bemerkte, bei der Darstellung der kirchlichen Lehre dürften keine wichtigen Punkte der Verlautbarungen des zuständigen Lehramtes übergangen werden und erst recht dürften katholischerseits keine Konzepte aufgestellt werden, die von der kirchlichen Lehre abweichen. Es sei ferner keineswegs, wie manche meinen, der Augenblick für eine Überprüfung der kirchlichen Lehre in diesen Fragen gekommen. In diesem Zusammenhang unterstrich Paul VI. erneut die Aussagen von „*Humanae vitae*“. Abschließend gab der Papst seiner gläubigen Überzeugung Ausdruck, daß da, wo man mit Gott voranschreite, sich auch der Bereich dessen erweitere, was möglich ist.

### *Der Verlauf des Kongresses*

Wie nun verlief der Bukarester Kongreß? Kurz gesagt: Anders als seine Initiatoren es sich gedacht hatten. Was man sich vorgenommen hatte, war im Grunde dies: Man wollte die Entwicklungsländer, die Länder der Dritten Welt, dazu bringen, einschneidende, möglichst rasch wirkende Maßnahmen zur Senkung des Bevölkerungswachstums zu übernehmen. Zu diesem Zwecke — und das war der Kern des „Weltbevölkerungs-Aktionsprogramms“ — wollten die reichen Länder durch die Finanzierung von „Aufklärungskampagnen“, Verhütungsmitteln und Abtreibungskliniken die Voraussetzungen schaffen. Auf dieses Angebot aber gingen die Vertreter der Entwicklungsländer nicht ein.

Schon bei dem fünftägigen Jugendtreffen, das man dem Kongreß vorgeschaltet hatte, kamen die divergierenden Auffassungen deutlich zum Vorschein. Das Schlußkommuniqué des Jugendtreffens formulierte an die Adresse der Kongreßteilnehmer: „Der Aktionsplan der Weltbevölkerungskonferenz enthält zwar eine Reihe unangebrachter und unrealistischer Vorschläge für Maßnahmen in den Entwicklungsländern, aber er sagt nichts über die dringend erforderliche Bevölkerungspolitik und vor allem über die notwendige Konsumeinschränkung in den Industriestaaten.“

Damit war der Riß sichtbar geworden, der den Bukarester Kongreß kennzeichnen sollte. Die von den Veranstaltern — durchweg in Übereinstimmung mit der neo-malthusianischen Grundposition — vorbereitete Linie der Verhandlungen erwies sich als zu einfach und einseitig. In den Entwicklungsländern hatte man überdies schon lange vor dem Kongreß die Befürchtung geäußert, das „Weltbevölkerungs-Aktionsprogramm“ könne als eine neue Form der Entwicklungshilfe gemeint sein, die positive Hilfsmaßnahmen zur Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Situation ersetzen würde. Hierauf wollte und konnte man sich nicht einlassen. Die Vertreter der Ent-

wicklungsländer wiesen nachdrücklich darauf hin, daß der sich steigernde Konsum in den reichen Ländern als mindestens ebenso gefährlich betrachtet werden müsse wie das Wachstum der Weltbevölkerung. Es war dann die schwedische Delegation, die den Zusammenhang beider Gesichtspunkte energisch in die Diskussion einführte. Sie stellte die Forderung auf, daß die reichen Länder auf einen Teil ihres Luxuskonsums verzichten sollten, um durch die dadurch frei werdenden Rohstoff- und Lebensmittelvorräte den armen Ländern eine Anhebung ihres Lebensstandards zu ermöglichen. Tatsächlich ist es ja so, daß — nach einem Hinweis des amerikanischen Ernährungswissenschaftlers John Mayer von der Harvard-Universität — die gleiche Nahrungsmenge, die von den 210 Millionen Einwohnern der USA verzehrt wird, ausreichen würde, um 1,5 Milliarden Chinesen — also weit mehr als die gegenwärtige Bevölkerung Chinas — mit der bei ihnen üblichen Diät zu versorgen. Ebenso weiß man, daß ein Kind, das in den Industrieländern geboren wird, die Nahrungs- und Energiereserven der Welt um ein Vielfaches mehr beansprucht als etwa ein Kind in Indien oder auf den Philippinen.

Den Schweden schlossen sich die Holländer an. Vor allem natürlich sahen die Sprecher der afrikanischen und lateinamerikanischen Länder in der ursprünglichen Absicht des Kongresses nur einen Versuch, den unbehinderten Konsum der reichen auf Kosten der armen Länder sicherzustellen. Demgegenüber waren sie der Auffassung, daß die beste Maßnahme, der wachsenden Weltbevölkerung und den dadurch verursachten Problemen gerecht zu werden, eine verstärkte wirtschaftliche und soziale Weiterentwicklung der entwicklungsbedürftigen Länder sei.

Diesen Standpunkt nahm, wie es nicht anders sein konnte, auch die vatikanische Delegation ein, nicht ohne dafür von einem Teil der deutschen Presse gescholten zu werden, sie habe sich durch ihr Votum in die Gesellschaft Rotchinas begeben.

Man kann es nur bedauern, daß der Weltbevölkerungskongreß in Bukarest zu eng und einseitig angelegt war. Dadurch wurde ein Konsens, der in dieser wichtigen Frage vonnöten wäre, von vorneherein vereitelt.

---

# Patris Neuerscheinungen

## Kleine Schönstatt - Reihe

---

**P. Joseph Kentenich**  
**Neue Väter - Neue Welt**

mit ausführlichem Kommentar  
von P. Heinz Puthen

Zur natürlichen wie übernatürlichen Struktur der Familie und Gesellschaft gehört mit existentieller Notwendigkeit der Vater, ob wir den physischen oder geistigen meinen. Daher spricht P. Kentenich nie vom Untergang des Mannes und Vaters, also auch nicht von einer vaterlosen und autoritätslosen Zeit. Wohl aber von einem Reifeprozess, der im Wellengang einer organischen Ausfaltung für die kommenden Generationen ein neues Mannes- und Vaterbild und eine neue Mannes- und Vatererziehung bringt.

Dabei ist P. Kentenich kein Theoretiker, sondern ein Interpret von Lebensvorgängen innerhalb der Schönstattbewegung, deren Gründer er ist.

ISBN 3 87620 041 5

---

**P. Alex Menningen**  
**Pater Kentenich,  
Bekannter von Dachau**

Die kurze Darstellung der für den Gründer Schönstatts und sein Werk so bedeutsamen Zeit seines KZ-Aufenthaltes stützt sich auf das Buch von Monnerjahn, Häftling 29392. Außerdem werden eine Reihe von Zeugnissen mit einbezogen, die Mithäftlinge aus verschiedenen Nationen über ihn abgegeben haben.

ISBN 3 87620 040 7

---

**P. Theo Meier**  
**Maria,  
die große Glaubende**

In vier Kapiteln: Maria und der Gott des Lebens — Marias Glaube, Todessprung des Herzens — Marias Glaube ist Mitverantwortung — Marias Glaube ist Weltverantwortung — läßt der Verfasser in wohlthuend zeitnaher Sprache das Bild Mariens vor uns erstehen, als der großen Glaubenden, mit der Gott eine neue Welt baut.

ISBN 3 87620 042 3

---

**Oskar Brenn**  
**Die kleine Weihe**

Eine schlichte, volkstümliche Meditation über das Gebet „O, meine Gebieterin“ (Kleine Weihe) mit acht ganzseitigen Fotos zum Text.

ISBN 3 87620 043 1

Jeder Band 32–64 Seiten, kart. DM 3,90

---

**PATRIS VERLAG**  
**5414 Vallendar**

---